



D. Lit.
291 81

Nicht ausleihbar

Klio und Cuterpe,
ein
Taschenbuch

auf das Jahr

1808 u. 1809

3576/70

von

G. A. Neuhöfer

AUGSBURG

im Ioh. Georg Rollwagen'schen
Verlage unter der Barfüßerkirche

[1807]

D Rii 29181 (1808/09)

2 Jr



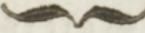
69.2394

0001



181/100

Vorerinnerung.



2394

Mit einem Vertrauen auf die Güte mei-
ner Leser, das seit elf Jahren nicht ge-
täuscht wurde, übergebe ich auch diesen

Jahrgang meines Taschenbuches der Buch-
druckerpresse. Mancherlei Hindernisse, theils
durch neue Amtsgeschäfte des Herausgebers,
theils durch Verspätung der Kupfer erzeugt,
verzögerten die Erscheinung im vorigen Jahre.

Das Taschenbuch enthält 1) eine ge-
drängte Darstellung der Schicksale Kaiser
Ludwigs des Baiers, zu welcher das
Titelkupfer gehört, das Seite 22 hinläng-
lich erklärt ist. 2) Die Mordnacht
von Zürich, ebenfalls mit einem Kupfer,
dessen Erläuterung sich Seite 88 befindet.

3) Wohlthun trägt Zinsen, eine Erzählung nach fünf Zeichnungen meines Freundes des Herrn J. M. Usteri in Zürich ausgeführt. Von eben demselben geistvollen Künstler sind auch die beiden andern Kupfer gezeichnet. Möchte mein Kommentar dieselbe gütige Aufnahme verdienen, die jeder Kunstkenner gewiß den von Laminé so schön ausgeführten Ideen Usteri's zollen wird.

Daß in Ansehung des Titels die letztere Muse ziemlich leer ausgeht, darüber

habe ich mich schon in der Vorrede des
letzten Jahrgangs entschuldigt.

G. A. Neuhofer.



Einnahme
von

der Rech-
nung
N. N.

B e r e c h n u n g

der

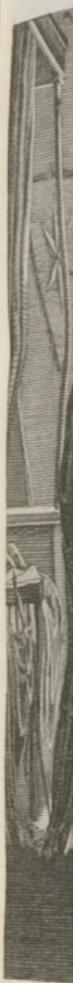
Einnahme und Ausgabe

vom ganzen Jahre.

Erstausgabe

Erstausgabe

von Herrn



Lehmann



Die Mordnacht zu Zürich.

Seite 88.

Januar

Januar

Einnahme

Ausgabe

den

fl.

kr.

pf.

fl.

kr.

pf.

Februar

Einnahme

Ausgabe

den

fl.

fr.

pf.

fl.

fr.

pf.



Wolff



Wohlthun trägt Zinsen.

Seite 103.

502 r 3

Am

M a r z

Einnahme

Ausgabe

den

fl.

kr.

pf.

fl.

kr.

pf.



*Martin lehrte den Kleinen sein
Gewerbe.*

S. 110.

[Faint, illegible text covering the majority of the page]

Ma i

Einnahme

Ausgabe

den

fl.

kr.

pf.

fl.

kr.

pf.

1761 Juni

Einnahme

Ausgabe

den

fl.

kr. pf.

fl.

kr. pf.



Her in die



*Hier in dieser Hütte wohnt mein
zweiter Vater.*

S. 122.

Suli

Juli

Einnahme

Ausgabe

den

fl.

fr.

pf.

fl.

fr.

pf.

A u g u s t

Einnahme

Ausgabe

den

fl.

kr.

pf.

fl.

kr.

pf.

Sch. bitte,
Uhr



*Ich bitte, nehmen Sie, hier ist
Uhr Geld und alles.*

S. 131.

September

September

Einnahme

Ausgabe

den

fl.

kr.

pf.

fl.

kr.

pf.

O k t o b e r

E i n n a h m e

A u s g a b e

den

fl.

kr.

pf.

fl.

kr.

pf.

Sie halt ein
ich nicht anbelo



*Ihr habt einem Edelmuth bewiesen den
ich nicht unbelohnt lassen darf.*

S. 146.

November

November

Einnahme

Ausgabe

den

fl.

kr.

pf.

fl.

kr.

pf.

Dezember

Einnahme

Ausgabe

den

fl.

kr.

pf.

fl.

kr.

pf.

Einnahme

von

Rechnung

Januar

Februar

März

April

Mai

Juni

Juli

August

September

Oktober

November

Dezember

Uberschuss

Defizit

U e b e r s i c h t
der
E i n n a h m e u n d A u s g a b e
v o m g a n z e n J a h r e .

Monate	E i n n a h m e			A u s g a b e		
	fl.	kr.	pf.	fl.	kr.	pf.
Januar . . .						
Februar . . .						
März . . .						
April . . .						
Mai . . .						
Juni . . .						
Juli . . .						
August . . .						
September . . .						
Oktober . . .						
November . . .						
Dezember . . .						

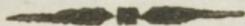
U e b e r s c h u ß :

D e f i c i t :

L u d w i g

der

B a i e r.



Unter den Beherrschern Baierns, welche ihr Land auf eine sehr hohe Stufe von Macht und Größe emporgehoben, und sowohl durch ihre eigenen Schicksale als durch ihren Einfluß auf andere Völker sich auszeichneten, steht Ludwig, in der Zahl der deutschen Kaiser, der Vierte dieses Namens, sonst auch der Baier genannt, mit vollem Rechte oben an. Es wurde bereits im letztern Jahrgange dieses Taschenbuchs in dem Aufsätze: Baierns Königthum, der eine gedrängte Darstellung der Baier'schen Regenten, bis auf den Wiederhersteller der Königswürde, unsern allverehrten Landesvater, Maximilian Joseph enthielt, die Bemerkung gemacht, daß Ludwigs Regierung und Schicksale sehr reichhaltigen Stoff zu einem eigenen Aufsätze für das Taschenbuch darbiete; der Herausgeber wählte daher die Geschichte dieses so merkwürdigen Regenten für den vorliegenden Jahrgang, in der

frohen Hofnung, daß seine Leser ihn gerne in die Tage der Vorzeit zurück begleiten und nicht unzufrieden bei den Thaten und Schicksalen eines Fürsten verweilen werden, der in der vaterländischen Geschichte immer unsterblich bleiben wird.

Ludwig war der Sohn des Herzogs in Oberbayern und Pfalzgrafen am Rhein Ludwig des Strengen und seiner dritten Gemahlin Mathilde oder Mechtilde, einer Tochter des Stammvaters des östreichischen Kaiserhauses, des Kaisers Rudolph von Habsburg, und wurde im Jahre 1286 geboren. Ludwig der Strenge oder der Zweite, war ein Sohn Otto des Erlauchten, und theilte mit seinem Bruder Heinrich im Jahre 1255 die Erbstaaten ab, woraus hernach Ober- und Niederbayern entstand. Den Beinamen des Strengen erhielt er, weil er 1256 d. 18. Januar seine erste Gemahlin Maria, eine Tochter des Herzog Heinrich des Großmüthigen von Brabant, aus Argwohn ehelicher Untreue mit einem Markgrafen, vor seinen Augen durch den Scharfrichter zu Donaunwöhrd enthaupten ließ, und mehrere ihrer Diener mit eigener Hand ermor-

dete. Ein furchtbares Beispiel blinder Eifersucht. — Die bald hernach entdeckte Unschuld Mariens veranlaßte freilich die bitterste Reue; auf Verlangen des Papstes mußte er zur Büßung seiner That das reiche Kloster Fürstfeld erbauen; er schenkte demselben auch seinen Hof und Garten mit St. Severinskapelle zu Augsburg, in welchem er sich nach jener grausamen That einige Zeit aufgehalten hatte. In der deutschen Geschichte ist Ludwig in doppelter Hinsicht merkwürdig: einmal, weil ihm der Papst in dem Streite zwischen Alphons dem Weisen von Kastilien und Richard von Cornwallis über die Kaiserwürde die Entscheidung übertrug; worauf er für Richard entschied: zweitens, weil ihm nach dem bekannten Interregnum von allen Kurfürsten und Ständen der ehrenvolle Auftrag ertheilt wurde, einen Kaiser, der von allen einhellig anerkannt werden sollte, zu ernennen. Ludwig ernannte den 30. Septemb. 1273 den Grafen Rudolf von Habsburg. — So legte ein bayerischer Fürst den wichtigsten Grundstein zu Oesterreichs nachmaliger Größe. Er starb am 3. Februar 1294 in dem Schloß zu Heidelberg. In demselben Zimmer, wo die Wiege ihn auf-

genommen hatte, umschloß ihn der Sarg in einem Alter von 65 Jahren. Er hinterließ zwei Söhne von seiner dritten Gemahlin, Rudolf und Ludwig; denn ein älterer Sohn, den ihm seine zweite Gemahlin, Anna, Konrad II. Herzogs von Schlessen Tochter, geboren hatte, wurde in einer der blutigen Belustigungen der Vorzeit, in einem Turniere zu Nürnberg, in der Blüthe seiner Jahre von dem Grafen Kraft von Hohenlohe getödtet. Das Erbe des Vaters wurde nun getheilt, denn noch war es in Baiern nicht Sitte, daß der Erstgebörhne die Regierung erbe, dieß wurde erst von Albert dem IV. zum Gesetze gemacht, 1506 von Alberts Bruder, Sigmund und den Landständen, und 1538 von Kaiser Rudolf II. bestätigt. — Ludwigs des Strengen älterer Sohn, Rudolf, ein feuriger Jüngling von zwanzig Jahren, riß bei der Theilung das meiste an sich. Sein Rathgeber, ein Bösewicht, Otto Krondorfer, unterstützte den Ehrgeiz des Jünglings und erbitterte ihn gegen Mutter und Bruder. Diese begaben sich an den Hof Kaiser Alberts, Mathildens Bruder, wo Ludwig mit dessen Söhnen, Friedrich dem Schönen und Leopold gemeinschaftlich erzogen wurden. — Du-

dolf zog bei der ersten Theilung die Kurwürde, die Pfalzgrafschaft am Rheine, und einen großen Theil von Oberbaiern, das übrige Land und besonders die Städte Ingolstadt, Neuburg, Langensfeld, Nietberg, Neustadt, Bohburg, Landsberg, Höchstädt, Laningen u. a. blieben dem minderjährigen Ludwig der bei dieser Theilung sehr verkürzt wurde. Als aber der Knabe zum Jünglinge herangereift war, erkannte er das ihm angethane Unrecht, und bestand mit festen Muth auf einer neuen Theilung, die nach mancher Fehde unter den Brüdern endlich im Jahre 1301, unter Vermittlung des Kaisers Albert, auf Fürsprache der dem jüngern Sohne geneigtern Mutter erfolgte, und wobei festgesetzt wurde, daß die Regierung gemeinschaftlich seye und die Kurwürde Rudolphen auf Lebenszeit bleiben, dann aber auf beider Kinder forterben sollte. Aber die Zwietracht wurde durch diesen Vergleich nicht gehoben; Rudolphs Herz entbrannte gegen seinen Bruder, und nährte einen unausschlichen Groll, den er bald darauf sehr deutlich an den Tag legte.

Während den Verhandlungen über diese Theilung war 1312 Otto, König von Ungarn

und Herzog von Niederbayern gestorben, und hatte einen Sohn, der erst 13 Tage alt war, Heinrich von Natternberg genannt, hinterlassen. Zugleich verordnete er in seinem letzten Willen, daß Ludwig Vormünder des Prinzen seyn sollte, der auch als naher Verwandter das nächste Recht dazu hatte, und die Städte Straubingen und Landshut wurden mit der Vollstreckung dieses Testaments beauftragt. Der Adel, der sich durch dieses den Städten geschenkte Vertrauen bitter beleidigt fühlte, trat auf die Seite der östreichischen Fürsten, welche ebenfalls Ansprüche auf die Vormundschaft machten, und der Krieg zwischen den Adel und den Städten loderte hoch auf. Aber Ludwig erschien mit einem Heere zur Vertheidigung seiner Vormundschaftsrechte, es kam 1313 bei Gamelsdorf zu einer blutigen Schlacht, worin Ludwig siegte, viele Unruhigen des Adels gefangen nahm und dadurch sich die Vormundschaft sicherte. — Der junge Heinrich, der unter Ludwigs Augen heran wuchs, wurde in der Folge zum Könige von Ungarn ernannt, verlor aber 1333 im 21. Jahre seines Alters durch einen unglücklichen Fall ein Bein und starb bald dar-

auf; seine baierischen Lande fielen nun an seinen Verwandten und Vormund Ludwig. —

Dieser Streit wegen der Vormundschaft scheint der erste Funken der Zwietracht, die bald hernach über die Wiederbesetzung des deutschen Kaiserthrones in so helle Flammen ausschlug zwischen Oestreich und Baiern geworfen zu haben; wenigstens war sie ein Vorbote derselben. Kaiser Heinrich VII, aus dem herzoglich Luxemburgischen Hause, war den 24. August 1312 auf seinem Feldzuge nach Italien zu Buonconvento nicht weit von Siena gestorben, — daß er von einem Dominikaner, Bernhard Politian, im Spülkelche bei dem Abendmahle Gift erhalten habe, ist noch immer unerwiesen; — und es waren nun zwei mächtige Parteien, die auf die deutsche Krone Anspruch machten, die östreichische, Rudolfs von Habsburg Enkel, an ihrer Spitze Friedrich der Schöne und Leopold, Kaiser Albrechts Söhne, und die Luxemburgische, von den ältern Geschichtschreibern meist die lüchelburgische genannt, an deren Spitze Johann König von Böhmen, der Sohn des verstorbenen Kaisers stand. Der Haß dieser beiden Thron-

Bewerber war auf das höchste gestiegen und jede Partei suchte die andere aus aller Macht zu verdrängen. Auf Oestreichs Seite standen der Kurfürst von Köln, Heinrich von Birneberg und der Pfalzgraf am Rhein, Rudolf, Ludwigs Bruder, dessen Haß gegen Oestreich große Geldsummen abgekühlt hatten; ja Ludwig selbst hatte Friedrich, als seinem nahen Verwandten versprochen, daß er sich seiner Wahl nicht widersetzen, sondern selbst soviel er könnte, dazu beitragen würde. Allein Johann von Böhmen hatte die übrigen Kurfürsten auf seiner Seite; die Kurfürsten Peter von Mainz und Balduin von Trier waren Todfeinde Oestreichs, und diese gewannen bald auch die Kurfürsten Johann von Sachsen und Waldemar von Brandenburg für ihre Absichten. Jetzt aber entstand die wichtige Frage: welchem Fürsten die Krone angetragen werden sollte, um Oestreich auf immer davon auszuschließen. Endlich nach mannigfaltigen Ueberlegungen wurde beschlossen, Ludwig von Baiern zu erwählen, theils, weil sie ihn für den Kraftvollsten hielten, Oestreich Widerstand zu leisten, theils auch weil sie durch diese Wahl den Bruder Ludwigs, Rudolf von der Pfalz am sichersten von der

Partei Friedrichs des Schönen abzubringen hofften. Eine Gesandtschaft wird abgesandt, um ihn zu fragen, ob er die deutsche Krone annehmen würde. Ludwig geht nicht ohne reichliche Ueberlegung zu Werke; es zeigen sich ihm die blutigen Kämpfe, die er mit dem an Stärke ihm weit überlegenen Oestreich zu bestehen haben würde; und vor allem bindet den Biedermann sein Friedrichen gegebenes Wort, daß er seine Wahl nicht hindern wolle. Lange wankte das Süngelein an der Wage; endlich siegte doch die glänzende Aussicht auf die Vergrößerung der Macht und des Ruhmes seines Hauses, und da er in den Fürsten, die seine Wahl betrieben, eben so viele mächtige Beschützer und Bundesgenossen sah, und überdies der Erzbischof von Mainz ihn aus geistlicher Machtvollkommenheit von dem gethanen Versprechen öffentlich lössprach, so willigte er in das Begehren der Fürsten.

Nun wurde der feierliche Wahltag auf den 19. Oktober 1314 von Kurmainz ausgeschrieben. Ludwigs Partei versammelte sich zu Frankfurt am Main, dem gewöhnlichen Wahlort; die Glieder der östreichlichen Partei erscheinen nicht; der Tag

der Wahl wird von Kurmainz auf den 20. Aug. verlegt, und an diesem Tage wurde Ludwig von den Kurfürsten Peter von Mainz, Balduin von Trier, Johann von Böhmen, Waldemar von Brandenburg und Johann von Sachsen Lauenburg, die alle in Person erschienen waren, zum Kaiser gewählt. Allein die andere Partie, Heinrich von Köln, Rudolf von der Pfalz, Rudolf von Sachsen Wittenberg, Heinrich von Kärnten, als prätendirender rechtmäßiger König von Böhmen und Heinrich ohne Land, Markgraf von Brandenburg, versammelten sich zu Sachsenhausen bei Frankfurt, und wählten an dem zuerstbestimmten Wahltag, den 19. August Friedrich den Schönen zum Kaiser. — Ludwig wurde von seiner Partei nach Achen geführt, und daselbst von dem Kurfürsten von Mainz gesalbt, während der Erzbischoff von Köln diese Feierlichkeit an Friedrich zu Bonn vollzog.

Deutschland wurde nun durch die Erbitterung der beiden Kaiser ein Schauplatz der blutigsten Kämpfe und mannigfaltiger Zerrüttungen. Die Städte am Niederrhein von Köln bis Selz hielten es mit Ludwig, die am Oberrhein hingegen,

und längst den Alpen mit Oestreich. Nur die Schweizer, die schon unter Friedrichs Vater, Kaiser Albrecht angefangen hatten, das östreichische Joch abzuschütteln, benützten den günstigen Zeitpunkt, und arbeiteten, ohne fürs erste an irgend einer Partei Antheil zu nehmen, an der Befestigung ihrer eignen Freiheit und Unabhängigkeit.

Friedrich der Schöne, — seine edle Bildung, die kräftige Haltung seines Körpers und das lebhafteste Feuer seiner Augen gaben ihm diesen Beinamen — war selbst ein entschlossener, muthvoller Prinz, und hatte an seinen Brüdern, vorzüglich an dem eben so muthigen und tapfern Leopold dem Glorwürdigen, einen kräftigen Beistand, auch fehlte es ihm nicht an wichtigen Bundesgenossen, den Ungarn u. c.; auch Ludwig wurde theils von seinem eigenen Volke, theils von Böhmen u. c. mächtig unterstützt, obgleich sein eigener Bruder sein erklärter Feind war. Beide Gegenkaiser boten alles auf einander zu vertilgen, und die unglücklichen Länder sezuzten unter dem Drucke eines mit wilder Zerstörungssucht verbundenen Krieges. Friedrich erniedrigte sich sogar zu

dem unedlen Mittel seinen Gegner durch Meuchelmord zu entfernen! er erkaufte durch Gold und Versprechungen einen Edelmann, von Truchseß, daß er in Ludwigsdienste trat, und ihn zu morden suchte. Allein sein Vorhaben wurde zu Oppenheim entdeckt, und der Mörder auf eine höchst schmerzhafteste Weise hingerichtet.

Nun zog Ludwig, der unterdessen sich im Reiche noch mehr Anhänger, besonders unter den Städten gesammelt hatte, nach Oberbaiern, und kam bei dieser Gelegenheit auch nach Augsburg. Diese Stadt hatte sich schon während des Zwischenreichs nach Kaiser Heinrichs des VII. Tod in bayerischen Schutze begeben. Zwar bildeten sich in der Folge zwei Parteien in der Stadt und Rudolf von der Pfalz wandte alles an, die Bürger gegen seinen Bruder aufzuheben, allein die Parteien verglichen sich für Ludwig; und als dieser 1315 selbst in die Stadt kam, wurde er mit allgemeiner Freude empfangen, und schloß ein Bündniß auf vier Jahre mit den Augsburgern.

Dem Pfalzgrafen Rudolf war bei der Ankunft seines Bruders in Oberbaiern nicht wohl zu Mu-

the; er nahm daher die Verstellung zu Hülfe, und zog seinem Bruder vor München entgegen; aber dieser empfing den Treulosen so kalt, daß er sich eilig entfernte und nach seinem Schlosse Wohlfahrtshausen zurückzog. Ein würdiger Priester, Bischof Konrad von Freisingen suchte, um größeres Uebel zu verhüten, die beiden Brüder zu versöhnen; der edle Versuch schien zu gelingen, der biedere Ludwig reichte bereitwillig die Bruderhand, und ein Bündniß gegen alle Feinde, namentlich gegen Oestreich, wurde geschlossen: allein Rudolf handelte, wie die Folgen zeigen, nicht aufrichtig. Leopold von Oestreich fiel plötzlich gegen Ende des Jahres 1315 mit einer zahlreichen Reiterei in Oberbaiern ein, und setzte Ludwigen, der nicht hinlänglich gerüstet war, in so große Verlegenheit, daß er in das nicht weit von Augsburg gelegene Städtchen Friedberg flüchten mußte. Als er hier ankam, sandten die Augsburger eine Einladung an ihn, sich wegen größerer Sicherheit in ihre Stadt zu begeben; und da er dieses Anerbieten annahm, wurde nicht nur wegen seiner nächtlichen Reise die ganze Strasse von Friedberg nach Augsburg mit Fackeln beleuchtet, sondern man traf

auch so gute Anstalten, daß in kurzer Zeit eine beträchtliche Truppenzahl sich bei der Stadt versammelte, wodurch Ludwig seinen Feind wieder aus Baiern verdrängen konnte.ugsburg leistete dem Kaiser auch in der Folge sehr wesentliche Dienste, wofür er sie dankbar mit sehr großen Vorrechten und Freiheiten begabte.

Unterdessen lag Rudolf, untren dem neugeschlossenen Bunde, ruhig zu Böhburg und zeigte dadurch deutlich den noch nicht erloschenen Bruderhaß. Ludwig mußte um seiner eigenen Sicherheit willen auf Mittel sinnen, seinen Bruder unschädlich zu machen; allein dieser ahndete seine Gefahr und flüchtete sich nach England, wo er 1319 starb. Erst im Jahre 1329 gelang es den drei Söhnen desselben, Adolf, Rudolf und Ruprecht die Gnade des Kaisers wieder zu erlangen, wodurch sie sogleich die Pfalzgrafschaft am Rheine und die Oberpfalz erhielten, jedoch versprechen mußten, daß die Kurwürde von Pfälzischen und Baiertischen Herzogen künftig wechselsweise geführt werden sollte.

Die Erbitterung zwischen Oestreich und Baiern währte fort, jeder suchte den andern zu ver-

hilgen, aber immer war noch kein entscheidender Hauptschlag geschehen; die Gefechte bei Eplingen am Neckar, bei Speier, im Elsaß und an andern Orten weihten zwar dem Tode mehrere tausend blutige Schlachtopfer, und verursachten mannichfaltiges Elend, aber über den Alleinbesitz der deutschen Krone gab keines den Ausschlag. Doch jetzt nahte die entscheidende Stunde.

Friedrich von Oestreich, in Verbindung mit seinem Bruder Heinrich, und begleitet von einem zahlreichen Heere fiel mit wüthendem Ungestüm von der Seite des Innstromes in Baiern ein, um den Krieg in das Herz des Feindes selbst zu spielen; während Leopold von Oestreich aus Schwaben in Baiern eindringen und Ludwig in die Mitte bringen sollte. Hohe Rauchsäulen von brennenden Dörfern verkündeten von allen Seiten das Nahen des Feindes, aber Ludwig noch nicht hinlänglich gerüstet, konnte nicht Widerstand leisten, sondern mußte sich glücklich schätzen, sich und seine Getreuen in die festen Plätze werfen zu können. Ueberall senkten, brannten und würgten die Oestreicher im Lande umher, und Friedrich bisher immer vom Glücke bes-

günstigt, schien bald am Ziele seiner Wünsche, in Alleinbesitz der deutschen Krone zu seyn. Allein bald wendete sich die Scene, das Glück verließ seinen Günstling, der es durch eigene Unvorsichtigkeit verscheuchte. Tief war er schon, die Mordsackel in der einen, das bluttriefende Schwert in der andern Hand, in das Herz von Baiern eingedrungen; aber die Eile des Siegers war Uebereilung; denn ausserdem, daß er sich zu weit vorgewagt hatte, wurde noch der große Fehler begangen, daß die Vereinigung der Heere unterblieb, weil Leopold auf Befehl seines Bruders in Schwaben, vorzüglich den Gegenden des Bodensees verweilte, um den Grafen von Montfort, einem Anhänger Ludwigs, durch Verheerung seiner Güter zu züchtigen.

Ludwig hatte unterdessen alle seine Kraft aufgeboden, um eine hinreichende Heeresmacht aufzubringen, und 32000 Mann hatten sich zu seinen Fahnen gesammelt. Rasch rückte er auf seinen Feind los; Friedrich sendet Boten über Boten an Leopold, aber dieser erscheint nicht, weil die Boten von dem Feinde aufgefangen worden; und da Friedrich es für schmachvoll hält, sich

vor dem Todfeinde ohne Schwertstreich zurückzuziehen, so beschließt er eine Schlacht zu wagen. Die Heere stossen zu Mühlhof unweit Dettingen in Baiern auf einander, und die Schlacht beginnt. Mehrere Stunden wurden gekämpft, und das Glück schien fortwährend auf Friedrichs Seite zu bleiben. Er hatte im Mittelpunkte die Ungarn aufgestellt, und wie Hagelschauer flogen ihre Pfeile unter Ludwigs Krieger, die schon zu wanken beginnen: da die Böhmen mehr auf die Flucht als auf Vertheidigung und Sieg bedacht, schon haufenweise die Waffen wegwarfen, und eine schimpfliche Gefangenschaft dem ehrenvollen Kampfe oder dem Heldentode vorziehen wollen. Die Verwirrung war allgemein; auf einmal verbreitete sich wie ein Lauffeuer, die Sage: Ludwig ist nicht mehr unter dem bairischen Heere. Jetzt sinkt allen der Muth, in wilder Unordnung ergreift das Fußvold die Flucht. — Doch die Geistesgegenwart und der entschlossene Muth eines Tapfern bringt alles wieder in Ordnung und lenkt den glücklichen Ausgang der Schlacht für Ludwig. Ritter Seisfried von Schweppert

mann, hieß der Held, der Ludwigen die Krone rettete. Er war schon 1314 mit dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg dem Kaiser Ludwig zu Hülfe gezogen; aber jetzt schlug für den Ritter die Stunde sein glänzendes Feldherrntalent zu zeigen. Er sieht das fliehende Fußvolk, stracks springt er vom Pferde und seine Reiter ihm nach; zu Fuße eilen sie erstlich den Bedrängten schon flüchtigen Böhmen zu Hülfe, und bringen sogleich das Fußvolk wieder zum Stehen. Als ob er Zauberkräfte besäße, weist er plötzlich die ganze Schlachtordnung zu wenden, so, daß der heftige Wind dem Feinde entgegen weht, und seine Pfeile kraftlos zu Boden führte, während es überdies durch den flammenden Widerschein der Sonne von den Harnisch und Schwerdtern der muthigen vordringenden Baiern geblendet worden. Nun läßt er den Burggrafen Friedrich, schnell den Oestreichern, die allmählich durch Kampf und Vordringen ermüdet, in den Rücken fallen. Der Burggraf führt östreichische Fahnen, und die Oestreicher wähen, der lang erwartete Prinz Leopold rücke mit frischen Hülfsstruppen an, rascher stürzen sie vorwärts, aber rascher wendete sich das Glück, sie fühlen bald an den kräftigen

Schwerdtsstreichen der ganze Reih'n niederhauens den und durch die schnaubenden Rösse zu Boden schmetternden Reiter, daß sie überlistet und umgangen waren. Jetzt fällt der Muth, und mit dem Muth'e die Kraft. An der Spitze seiner Leibgarde, angethan mit einer glänzenden, vergoldeten Rüstung, und mit dem Reichsadler auf dem Helme ausgeschmückt kämpft der schöne Friedrich selbst an der Spitze seiner Leibwache. Aber seine glänzende Auszeichnung bereitet sein Verderben. Ihn gewahrt Albrecht von Rindsmaul, ein Waffenträger des Burggrafen Friedrich, wüthend stürzt er unter den Haufen, der Friedrichen von Oestreich umgiebt, schmettert was ihm entgegen steht, zu Boden, und zwingt den Gegenkaiser, der, nachdem ihn alle seine Leute verlassen, und sein Pferd ihm unter dem Leibe getödtet war, noch muthvoll kämpft, sich an den eben herbeisprenghenden Burggrafen als Gefangenen zu ergeben. Zu gleicher Zeit gerieth Friedrichs Bruder Heinrich von Oestreich, mit 1300 Mann, meistens Edellenten in die Gefangenschaft der Baiern. Diese widrigen Vorfälle entschieden die Schlacht ganz zu Ludwigs Vortheile. Als am Abende des heissen Kampftages Ludwig

seine Abendmahlzeit hielt, und wegen gänzlichem Mangel an Lebensmitteln nur einige Eier aufgebracht werden konnten, theilte der Kaiser diese selbst so ein, daß jeder nur eins bekam, Schweppermann allein zwei, wobei der Kaiser sagte: Jedem ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei. — Noch stehen diese Worte auf Schweppermanns Grabschrift, in dem Kreuzgange des vormaligen Jesuitenklosters in Castell zwischen Neumark und Amberg in der Oberpfalz. — Der Graf von Schlüsselburg führte in dieser Schlacht die Hauptfahne; daher erhielt er die Würde des Reichssturmfahne zu führen und zugleich das Lehen von Grünungen, welches in der Folge an Herzog Ulrich von Wirtemberg veräußert wurde. So kam das Reichspanner- oder Fährdrichsamt an Wirtemberg, welches bei der Annahme der Kurwürde nach dem Frieden von Luneville, dieses Amt als Erzamt übernahm. Der Gefangene wurde nun vor seinen Sieger gestellt. In der unscheinbaren Waffenrüstung eines gemeinen Kriegers trat Ludwig dem geschmückten Friedrich entgegen. Mein Vetter, ich bin erfreut euch zu sehen, sagte Ludwig; aber Friedrich war still und in sich gekehrt, denn er befürchtete alles,

Nur die Versicherung Ludwigs, daß ihm nichts am Leben geschehen solle, beruhigte ihn einigermaßen. Er wurde hierauf nach dem Schlosse Trausnitz, nahe bei Nabburg, einem Städtchen in der Gegend von Amberg in der Oberpfalz, gebracht, und daselbst in enger, jedoch anständiger Verwahrung gehalten.

Die Flamme des Krieges loderte fort. Leopold strengte alle Kraft an, und verdoppelte seine Macht, den gefangenen Bruder zu retten und zu rächen. Tief beugte ihn Friedrichs Schicksal, er maß sich selbst die Schuld davon bei, und selten sah man nach dieser Zeit eine fröhliche Miene an ihm. Eine sehr alte Nachricht sagt, daß er sogar Zauberei anzuwenden suchte, um seinen gefangenen Bruder zu befreien. Er soll nämlich mit dem Teufel ein Bündniß zur Befreiung seines Bruders gemacht haben; doch habe dieser selbst dem Befreier, der in der Gestalt eines armen Schülers zu ihm nach Trausnitz gekommen sey, nicht folgen wollen, sondern ihn durch vielfältiges Kreuzmachen und Beten vertrieben. Man sieht aber leicht, daß Leopold wohl einen ganz andern Rettungsplan erdacht

hatte, dem aber der furchtsamere Friedrich sich nicht anvertrauen wollte, oder nicht konnte, und der Aberglaube der damaligen Zeit schrieb die Sache dem Teufel zu. Friedrich, sonst der Schöne genannt, ließ von Unmuth und Schmerz ergriffen, den Bart und das Haupthaar wild fortwachsen; und entfaltete sich selbst. Er war erstorben für jede Freude. Seine Gemahlinn wallfahrtete unaufhörlich für seine Befreiung, und ward von Sehnsuchtsthänen blind. —

Während Leopold anrückte, belagerte Ludwig die Stadt Burgau; um die Einnahme zu beschleunigen und Leopolden zu schrecken, ließ er aussprengen, daß er den gefangenen Friedrich in dieser Stadt wolle enthaupten lassen. Allein Leopold rückte dennoch näher, und Ludwig mußte, so ungern er es that, die Belagerung aufheben. Auch hier hatten die Augsburger ihm wesentliche Dienste geleistet, und er vergalt sie durch die Erlaubniß mit Salz und andern Waaren ungehindert in allen seinen Staaten Handel zu treiben. —

Leopold hot immer mehr alles auf, seinem Bruder zu befreien, und wandte sich an den Kö-

nigs von Frankreich, Philipp von Valois und den Pabst Johannes XXII. Er war desto erbitterter, da sein Vergleich mit Ludwigen, kraft dessen Leopold einen Theil der Reichsinsignien, der sich in seinen Händen befand, ausgeliefert, und die Waffen niedergelegt hatte, nicht erfüllt, und Friedrich nicht in Freiheit gesetzt worden war. Herzog Heinrich, der nach der Schlacht bei Mühldorf dem König von Böhmen übergeben worden war, hatte seine Freiheit gegen ein Lösegeld von dreitausend Dukaten und gegen Abtretung der Städte Znaim, Castell, Lan, und Weitra an Böhmen erlangt, aber Friedrich schmachtete noch immer auf Trausnitz. — Endlich faßte Ludwig selbst den Entschluß seinen Gefangenen frei zu lassen, besonders weil er die Unzufriedenheit bemerkte, welche mehrere benachbarte Fürsten über Friedrichs lange Gefangenschaft äusserten. Er begab sich selbst nach Trausnitz und söhnte sich im Schatten einsamer Bäume mit seinem Gegner aus, kündigte ihm seine Freiheit an, und schloß einen Vergleich mit ihm ab, den sie in Gegenwart eines Kartheusermönchs bei dem Empfang des Abendmahls beschworen. Allein Friedrich konnte diesen Ver-

gleich, in welchem er außer der Verzichtleistung auf den Königstitel, auch noch seinen und seiner Brüder Beistand gegen den Pabst und die übrigen Feinde Ludwigs versprach, nicht erfüllen, weil seine Brüder ihn daran verhinderten, und überdies der Pabst diesen Vertrag und Friedrichs geleisteten Eide als ungültig erklärte; er gab daher ein seltenes Beispiel von Edelmut und Gewissenhaftigkeit, indem er sich selbst wieder in die Gefangenschaft begab, woraus er hernach durch einen neuen Vergleich, worinn ihn Ludwig zum Theilnehmer an der deutschen Königswürde annahm, befreit wurde. Allein dieser Vergleich erregte das allgemeine Mißfallen der Kurfürsten und anderer Stände des Reichs. — Der Edelmut, den Friedrich dadurch zeigte, daß er sich selbst wieder stellte, vergalt Ludwig durch gleiches Vertrauen. Er mußte zum Schutze seines Sohnes Ludwig, den er, wie unten gesagt werden wird, mit der brandenburgischen Kurwürde belehnt hatte, nach Brandenburg. Er hatte von Leopold von Oestreich alles zu fürchten, und doch übergab er Friedrichen auf Treue und Glauben das Baierland zu beschützen, und Friedrich hielt wieder Wort. — Ludwigs Lage wur-

de immer beengter; auffer dem Kriege, den er noch immer gegen den feurigen und unerschrockenen Leopold von Oestreich zu führen hatte, zogen sich andere Gewitterwolken über seinem Haupte zusammen. Der Pabst, von Frankreich geleitet, schleuderte den Bannstrahl auf ihn, mehrere Fürsten, worunter auch der mächtige König Johann von Böhmen, fielen von ihm ab; doch Ludwig stand aufrecht unter den Schlägen des Schicksals.

Die Gründe, warum so manche Fürsten ihn verließen, waren einige Schritte, die Ludwig zur Erweiterung und Befestigung der Macht seines Hauses that. Als nämlich im Jahre 1319 Kurfürst Waldemar von Brandenburg starb, und die Regierung der Mark erledigt war, so behandelte Ludwig dieß Land als ein offenes Reichthum, und belehnte seinen erstgeborenen Sohn Ludwig damit, der deswegen auch der Brandenburger genannt wird. Schon dieser Schritt machte den König von Böhmen etwas kälter gegen Ludwig; denn Johann, der bereits die Niederlausitz mit seiner Krone vereint hatte, suchte selbst die Belehnung mit der Mark. Dieses Miß-

verständnis schien sich jedoch wieder zu heben, als Johannes Sohn sich mit der Erbin von Tirol, Margaretha, die Maultasche genannt, vermählt, und die Versicherung erhielt, daß er seinem Schwiegervater Heinrich von Kärnthen einst in seinen Landen folgen sollte. Allein nach Heinrichs Tode setzten sich die Oestreicher in Besitz von Kärnthen und Krain, und Ludwig belehnte sie mit diesen Ländern, weil er sie als eine Schutzmauer gegen den in seiner Treue immer mehr wankenden König von Böhmen ansah. In als nun um das Jahr 1341 die Tiroler über ihren Grafen Johann von Böhmen großes Mißvergnügen äußern, und dessen Gemahlin selbst in einer höchst unzufriedenen Ehe lebte, und bei dem Kaiser Ludwig Klagen gegen ihn führte, so löste er nicht nur aus kaiserlicher Machtvollkommenheit das Ehebündniß auf; sondern vermählte auch die Abgeschiedene an seinen Sohn Ludwig den Brandenburger, den er wegen der allzunahen Verwandtschaft selbst dispensirte, und verband dadurch das Baiern so wohl gelegene Tirol mit seinen Erbstaaten. Doch wurde dieß Land bald wieder von Baiern getrennt, und blieb bis zum Preßburgerfrieden 1805 in östrei-

chischen Händen. Es läßt sich leicht einsehen, daß Böhmen von nun an als entschiedener und offener Feind Ludwigs auftrat. — Andere Erweiterungen erhielt der bayerische Staat, ausser der oben angeführten Erwerbung von Niederbayern, durch den Tod des Grafen Wilhelm von Holland, Seeland und Hennegau. Dieser hinterließ keine Erben, sondern nur vier Schwestern, deren älteste Margaretha an Kaiser Ludwig, die zweite Philippina an Eduard den Dritten von England; die dritte, Johanna, an Wilhelm von Jülich, und die vierte, Anna, an dem Grafen Robert von Namur vermählt war. Jeder Schwager hoffte ein Stück von der fetten Erbschaft zu erhalten; allein Kaiser Ludwig erklärte, das Erbe könne nicht auf Frauen fallen, sondern stünden dem Kaiser als offene Reichslehen zum Gebote. Er nahm daher die Länder selbst in Besitz, und schenkte sie seiner Gemahlin Margaretha.

Doch nun zu Ludwigs Streitigkeiten mit dem Pabste und dem Könige von Frankreich Philipp von Valois.

Der päpstliche Stuhl, der um diese Zeit nach Avignon versetzt war, stand seit dem Tode Clements des V, der 1314 starb, zwei Jahre leer. Die Kardinäle befanden sich in großer Verlegenheit, und hatten sich zwar zu Carpentras versammelt, und hielten Conclave, aber sie konnten nie über die Wahl einig werden. Der damalige König von Frankreich Ludwig der Zehnte drang auf die Wiederbesetzung des päpstlichen Stuhles, und trug seinem Bruder Philipp, damals noch Graf von Poitours auf, dieselbe zu beschleunigen. Philipp gieng nach Lyon, bewirkte ein neues Conclave, und damit weniger Zeit verloren würde, schloß er die Kardinäle in das Jakobinerkloster ein, mit der Drohung, daß sie nur nach Erwählung eines Oberhirten herausgelassen werden würden. Vierzig Tage saßen die Kardinäle, und konnten nicht einig werden. Nun stellten es alle dem Cardinal und Bischof zu Porto, Jakob d'Ussa oder d'Uffe frei, einen Pabst zu ernennen, welchen er wollte. Dieser erhob sich von seinem Sitze, und ohne langes Besinnen rief er laut und feierlich: Ich bin Pabst! (den 5. oder 8. Septemb. 1416) Freudig empfiengen die Kardinäle den Selbsterwählten, und krönten ihn dar-

auf in der St. Johanneskirche zu Lyon als Johannes den Zweiundzwanzigsten.

Dieser Pabst war der Sohn eines armen Schusters zu Cahors; er war klein von Gestalt, aber groß von Verstand; ein lebhaftes Feuer blizte aus seinen Augen, Herrschsucht war sein Charakter, und die Festigkeit, mit der er auf einmal gefaßten Planen bestand, blieb unbeugsam. Er besaß viele wissenschaftliche Kenntnisse, und war besonders in den Rechten sehr erfahren; einige Zeit lang war er Kanzler des Königs Robert von Neapel, und war hernach Erzbischof von Frejus, bis er Kardinal und dann Pabst wurde.

Schon während der Erledigung des päpstlichen Stuhles hatten die Kurfürsten, welche Ludwigen zum deutschen Kaiser ernannt hatten, ihre Wahl, um von dem künftigen Pabste die Bestätigung zu erhalten, der damaligen Sitte gemäß, der römischen Kurie kund gemacht. Jetzt setzt sich Johannes die dreifache Krone selbst auf das Haupt, und das Verlangen der Kurfürsten beut ihm ein treffliches Mittel an die Hand, seinen

Stolz und seine Herrschsucht im vollsten Lichte zu zeigen. — Er erklärt, als Sachwalter Gottes auf Erden, das deutsche Reich für erledigt, verwirft die geschehene Wahl, und erklärt sich selbst als Reichsverweser in Deutschland und Italien; zugleich verbietet er allen, welche vom Kaiser Heinrich VII, vorzüglich in Italien zu Reichsverwesern bestellt waren, die Ausübung ihrer bisher geführten Gewalt unter der Strafe des Bannfluches. Die Päbste hatten es sich schon früher herausgenommen, bei zwistigen Kaiserwahlen nicht nur zu untersuchen, sondern auch bestimmt zu entscheiden, wer das Szepter erhalten sollte: auch Johannes maßte dieses Recht sich an, und ließ deswegen sowohl an Friedrich von Oestreich, als an Ludwig den Baiern den gemessenen Befehl ergehen, vor seinem Richterstuhle zu Avignon zu erscheinen, und seine Entscheidung abzuwarten. Allein Ludwig erschien nicht, und obgleich die Sentenz des Pabstes zu Avignon an allen Kirchenthüren angeschlagen war, sondern er brauchte andere Mittel gegen den Pabst, und gieng nach Italien.

In diesem damals sehr reichen Lande glaubte Ludwig mit Erfolg, den ehrsüchtigen Päpsten

des Oberpriesters entgegen wirken zu können; denn die Häupter der Ghibellinen lehrten sich wenig an die Befehle des Papstes. Sie hatten besonders in Mailand sich festgesetzt, und diese wichtige Stadt in ihre Gewalt gebracht. Die Familie der Visconti war damals am Ruder der Staatsgeschäfte. Diese so wie andere lombardische Fürsten, z. B. Cane delle Scale, Passerino, Herr von Mantua, der Markgraf von Este, (aus dessen Hause die nachmaligen Herzoge von Modena abstammten,) Castruccio, Herr von Lucca, und andere, wendeten sich an den Kaiser Ludwig, um Schutz gegen die anbringende Macht der Guelfen zu finden, deren Häupter damals Robert, König von Neapel und der Papst waren. — Der Kaiser hielt 1326 zu Trident eine Reichsversammlung, wo er den lombardischen Fürsten und ihren Abgesandten versprach, nach Italien zu kommen. Zugleich wurde auf dieser Reichsversammlung der Papst Johannes XXII. für einen Ketzer und unwürdig Papst zu seyn, erklärt, auch wurden ihm sechzehn Artikel, über die er sich vertheidigen sollte, entgegen gesetzt.

Der muthige Leopold von Oestreich starb 1326 zu Straßburg, mit ihm verlor Ludwig einen seiner furchtbarsten Feinde in Deutschland, und er konnte nun sein Auge ungehinderter auf Italien richten. Sogleich begab er sich nun nach der Versammlung zu Trident, in dieses Land. Freudig öffneten ihm die Mailänder die Thore, und er wurde im Mai des Jahres 1327 am Pfingsttage, mit seiner Gemahlin Margaretha, von den Bischöffen zu Arezzo und Breszia, welche von dem Pabste mit dem Bann belegt waren, in der Ambrosiuskirche auf eine höchstfeierliche und prachtvolle Weise mit der sogenannten eisernen Krone gekrönt. — Noch in demselben Jahre nahm Ludwig wichtige Veränderungen in der Regierung zu Mailand vor. Er setzte den bisherigen Statthalter Galeazzo Visconti, durch dessen Verwendung er eigentlich festen Fuß in Italien gefaßt hatte, ab, und setzte ihn gefangen, weil er mehrerer Veruntreuungen, und vorzüglich geheimer Unterhandlungen mit dem päpstlichen Legaten beschuldigt wurde. Auch andere Glieder der Familie Visconti wurden verhaftet, erhielten aber bald wieder ihre Freiheit; auch Galeazzo, den Ludwig gefangen mit sich

führte, erhielt in der Folge seine Freiheit wieder, weil sich vorzüglich der Herzog von Lucca, Castruccio für ihn verwendeten, allein er starb bald darauf, wahrscheinlich aus Kummer über die erlittene Beschimpfung. In Mailand stellte Ludwig den Grafen Heinrich von Montfort als Statthalter auf, allein die Italiener fanden an dem Deutschen kein Gefallen, und jagten ihn, sobald der Kaiser den Rücken gewendet hatte, aus der Stadt.

Ludwig zog nun über die Apenninen auf Rom zu. Castruccio empfing ihn mit möglichster Feierlichkeit und versicherte ihn seiner Treue, aber die Stadt Pisa widersezt sich, wird jedoch mit Sturm genommen, und die Einwohner müssen 60000 Goldgulden Strafe bezahlen. Castruccio, der bei dieser Gelegenheit dem Kaiser sehr thätigen Beistand geleistet hatte, wurde nun, gegen Erlegung von 50000 Goldgulden zum Herzoge von Lucca, Pistoja und Volterra gemacht.

Ludwig erfuhr auf dem Zuge nach Rom sonst keinen weiteren Widerstand. In Rom selbst wurde er vom dem Volke mit offenen Armen em-

pfangen. Einige Tage nach seiner Ankunft hielt er eine Versammlung des römischen Volkes auf dem Kapitolium, und gewann sich aller Herzen durch eine dem Stolze der Römer schmeichelnde Rede. Der Tag der Krönung wurde unter dem frohlockenden Zurufe des Volkes festgesetzt. Die Krönung selbst wurde mit allen Feierlichkeiten von dem Bischofe von Venedig, mit Beistand des Bischofs von Alaria in der Peterskirche vollzogen; der lateranische Pfalzgraf, wozu Castruccio von Ludwigen ernannt worden war, hielt während der Salbung die Krone, und wurde den folgenden Tag zum Rathsherrn und kaiserlichen Statthalter ernannt. Der Pabst erklärte freilich die ganze Handlung, weil sie nicht von ihm verrichtet worden, als ungültig; allein die Römer antworteten ganz kurz, daß ihnen dieß Recht eben sowohl als dem Pabste zustehet; und da er auf ihre Einladung nicht erschienen, sondern zu Avignon geblieben sey, so möge er sich es selbst zuschreiben, daß er übergangen worden sey. Das römische Volk war überhaupt mit der Verlegung des päpstlichen Sitzes nach Avignon im höchsten Grade unzufrieden, weil dadurch der Zustuß von Reich-

thümern von der eigentlichen Residenz ab, und in ein fremdes Land geleitet wurde. Sie verglichen daher Avignon mit Babylon ic., mußten es sich aber freilich gefallen lassen, daß die Anhänger der Päbste zu Avignon ihnen diese Ehrentitel im verstärkten Grade zurückgaben. So spricht zum Beispiele der unsterbliche Sänger Petrarca in folgenden Ausdrücken von Rom:

Dell' empia Babilonia, ond' e fuggita
 Ogni vergogna, ond' ogni ben e fuori:
 Alberga di dolor, madre d'errori
 Son fuggit' io per allungar la vita.

Petrarc. Canzoni. P. I. p. 138. 6.

Kaiser Ludwig erwarb sich die vollkommene Zuneigung der Römer, die dem Pabste Johannes XXII. herzlich gram waren. Diese Zuneigung erstieg die höchste Stufe, als der Kaiser alles, was man dem Pabste als widerrechtlich vorwerfen konnte, sorgfältig sammeln, in einer öffentlichen Versammlung vorlesen, und dann ausrufen ließ: ob jemand Jakob von Cahors, so hieß der Pabst vor der Annahme der dreifachen Krone — vertheidigen wolle? — Alles

schwieg, und nun wurde Johannes als Ketzer
 und Beleidiger der Majestät seiner Ehre und
 Würde verlustig erklärt, und förmlich abgesetzt.
 Zugleich gab der Kaiser ein Gesetz, daß kein Pabst
 sich weiter als zwei Tagreisen von Rom, und
 länger als drei Monate im Jahre bei Verlust
 der päpstlichen Würde entfernen sollte. Auch
 dieß war den Römern sehr erwünscht, und mit
 Freuden nahmen sie einen neuen Pabst von
 Ludwig an. Der Pabst Pietro Rainallucci, von
 Korberia gebürtig, war ein Franziskanermönch
 und seiner Frömmigkeit wegen sehr geachtet.
 Ludwig wählte einen Franziskaner oder Mino-
 riten, weil dieser Orden mit dem Pabste Johann
 in große Streitigkeiten verwickelt war. — Ueber-
 haupt hatten die Streitigkeiten der Pabste mit
 den Minoriten über Besitz und Nießbrauch der
 Güter, über die Armuth Christi, über den Zu-
 schnitt der Kapuzen und dergleichen Dinge einen
 bedeutendern Einfluß auf die Angelegenheiten
 der Staaten und das Interesse der Regenten.
 Franziskaner waren es, die, erbittert über den
 ihrer Meinung nicht nur mit Worten und Schrif-
 ten, sondern durch Bannstrahlen und Einrich-
 tungen entgegen arbeitenden Pabst, bei Gele-

genheit der mannigfaltigen Bannflüche, Interdikte, Vorladungen und Prozesse gegen den Kaiser Ludwig, die Ungültigkeit geistlicher Rechtsprüche in weltlichen Angelegenheiten zu beweisen suchten. Marsilius von Padua, und Johannes von Gent, oder vielmehr Zand oder Zandun in Champagne läugneten z. B., daß der christlichen Kirche ein Oberhaupt von ihrem Stifter gegeben, und Petrus der vornehmste Apostel gewesen sey; sie behaupteten, dem Kaiser gebühre die Oberaufsicht über den Pabst und die gesammte Geistlichkeit u. Kurz sie vertheidigten den Kaiser nachdrücklich, und sprachen bei dem Volke weit kräftiger für ihn, als er selbst durch seine Appellationen. Daher unterstützte auch Ludwig die Minoriten wo er konnte, und gab ihnen seine Freundschaft vorzüglich dadurch zu erkennen, daß er einen ihres Ordens zum Pabste unter dem Namen Nikolaus V. ernannte, und sich selbst noch einmal von ihm zum Kaiser krönen ließ. Michael von Cesena, der vom Pabste Johannes abgesetzte General des Franziskanerordens und die vornehmsten Glieder seines Ordens führten den Neuerwählten in die Peterskirche und bekleideten ihn mit dem päpstli-

hen Schmucke. Das erste Geschäfte des neuen Pabstes war die Ernennung von Kardinalen und ein Bannstrahl über Johannes XXII. Dieser schäumte vor Wuth und die Bannstrahlen flogen hin und her, und Pietro Rainalluccio, oder der Gegenpabst Nikolaus V. wurde das Opfer. Italien theilte sich in zwei Parteien, deren eine dem Kaiser Ludwig getreu blieb, die andere aber sich für den Pabst Johannes erklärte. Die letztere behielt die Oberhand und Ludwig mußte sich aus Italien entfernen. Pabst Johannes hatte den König von Neapel, Robert, gewonnen, Ludwigs Fortschritten in Italien Einhalt zu thun. Ludwig übersah diesen Feind, denn es würde ihm leicht gewesen seyn, sich mit seinen noch sieggewohnten Truppen, da überdies noch fast ganz Ober- und Mittelitalien für ihn gestimmt waren, den ungerüsteten Feind zu vernichten; allein er verweilte beinahe neun Monate ruhig zu Rom, und machte auch die Römer gegen sich aufgebracht. Diese hatten durch den Kaiser und den von ihm ernannten Pabst den alten Zufluß von Reichthümern gehofft, und dieses blieb nicht nur aus, sondern Ludwig schrieb selbst eine Kontribution von 30000

Goldgulden aus; auch betrogen sich seine Soldaten nicht auf die anständigste Weise zu Rom, daher wurden die Römer aufgebracht und der Kaiser mußte sich mit dem Gegenpabste entfernen. Ludwig hoffte durch Hülfe des Castruccio Florenz zu erobern und dort die Flotte eines Bundsgenossen, Friedrichs von Sicilien zu erwarten; allein sein Plan schlug fehl. Castruccio war bei der Belagerung von Pistoja gestorben, und sein Sohn hatte mehr Lust sich mit Florenz zu verbinden; nun gieng der Kaiser auf Pisa und Lucca, das bekanntlich Castruccio an sich gezogen hatte, los. Hier empörte sich wegen Rückstand des Soldes ein Theil seiner Truppen, und nahm Lucca ein, um es an die Florentiner zu verkaufen. Pisa verjagte den kaiserlichen Vikar und machte sich selbst frei. Castruccios Söhne erneuerten ihre Ansprüche, sie wurden unterstützt durch den kaiserlichen Statthalter Azzo Visconti zu Mailand, und vergebens belagerte Ludwig auch diese Stadt. Die Partei des Pabstes gewinnt die Oberhand, Mailand unterwirft sich, Pisa liefert den Gegenpabste Pietro Rainaluzzi aus, (er wurde 1540 nach Avignon gebracht, mußte mit einem Stricke um

den Hals vor dem Pabste Buße thun, und starb zwei oder drei Jahre hernach im Gefängnisse.) der päpstliche Legat unterwirft Bologna, Ravenna, Modena, Parma, und Viterbo dem Pabste. Nur Florenz behauptete sich als Freistaat. — Ludwig zog sich immer mehr gegen Deutschland zurück. Zu Pavia errichtete Ludwig den 4. Aug. 1329 den bekannten Fidei commissarischen Hausvertrag mit den Söhnen seines Bruders Rudolf ab, zu Trident hielt er eine Reichsversammlung, und erfuhr hier den Tod Friedrichs von Oestreich, worauf er um Unruhen zu verhüten, gänzlich nach Deutschland zurückkehrte.

Ausser dem unversöhnlichen Pabste, den Ludwig und seine Freunde mehreremal zu gewinnen suchten, fand sich nun ein neuer Gegner, Johann von Böhmen. Dieser wurde von der bedrängten Stadt Breszja, als er sich bei dem Herzog von Kärnthen, wegen der Hochzeitfeier seines Sohnes mit des Herzogs Schwester aufhielt, zu Hülfe gerufen. Er zog dahin, und fast alle Städte der Lombardei, Bergamo, Cremona, Crema, Parma, Reggio, Modena, selbst Luffa ergaben sich ihm. Schon die Anstalten zu

diesem Zuge waren dem Kaiser verdächtig; er sandte daher den Burggrafen Friedrich von Nürnberg an ihn, um ihn über die Absichten seines Zuges zu befragen. Johann antwortete: Ich werde nichts gegen den Kaiser unternehmen, sondern zu meines Vaters Grab will ich wallfahren und weinen. — Der Kaiser ward mißtrauischer, und Johannes Vorrücken nach Italien beförderte höchstwahrscheinlich des Kaisers Vergleich mit den Herzogen von Oestreich. Herzog Otto empfing 1330 die Lehen zu Augsburg, zugleich entschied der Kaiser bald darauf den Zwist wegen der Erbfolge in Kärnthen zum Vortheile Oestreichs. König Johann war in Italien nicht lange vom Glücke begünstigt. Die Großen bemerkten seine Anhänglichkeit an den päpstlichen Legaten und sahen, daß seine Absichten seinem Vorgeben und ihren Planen ganz entgegen waren. Daher entstand ein allgemeines Bündniß wider ihn, und er mußte Italien um so schneller räumen, da die Könige von Ungarn und Pohlen, so wie die Herzoge von Oestreich in Böhmen eingefallen waren. Nun mußte er sich noch auf einem Reichstage zu Regensburg vor dem Kaiser und den Reichsständen rechtfertigen. Dies

gelang ihn, aber mit Groll im Herzen gieng er 1332 zu dem Pabste nach Avignon, und wurde Ludwigs erklärter Feind.

Ludwig hatte schon früher die Versöhnung mit dem Pabste durch ein demüthiges Schreiben und durch Gesandte gesucht, aber vergebens. Selbst Johann von Böhmen hatte sich damals mit dem Kurfürsten Balduin als Vermittler gebrauchen lassen. Es wurden folgende Bedingungen festgesetzt: Ludwig sollte seinem Gegenpabste gänzlich entsagen, von seiner Berufung auf eine allgemeine Kirchenversammlung abstehen, alles, was er gegen die geheiligte Person des Pabstes vorgenommen und gesagt, kräftig widerrufen, sich des Banns schuldig erkennen, und sich der Gnade und dem Ausspruche des Pabstes unterwerfen; doch sollte er dabei an seinen Ehren und Würden, und lebenslänglich im Besitze der Kaiserkrone bleiben. Ludwig nahm diese schweren Bedingungen an, und ließ sie dem Pabste durch Gesandte vortragen. Mit Stolz und Hohn im Blicke empfieng der Oberpriester die Gesandten, sie eröffnen ihre Aufträge, aber zürnend fällt ihnen der Pabst in die Rede: Ihr wisset nicht,

was ihr bittet, und entheilligt so die Worte des Sanftmüthigsten und Versöhnlichsten, für dessen Statthalter er sich ausgab.

Noch einmal sendet Ludwig Gesandte, selbst die Herzoge von Oestreich verwenden sich für ihn; er will sogar die Krone zu Gunsten seines Veters Heinrichs von Baiern niederlegen; doch nichts erweicht und beugt den Unversöhnlichen; nur der Tod, der ihn 1394 plößlich übereilt, hindert ihn an der Fortsetzung seines Grimmes und seiner Rache an Kaiser Ludwig, der nun freilich die Entfagung von der Krone um so mehr unterläßt, da auch die vornehmsten Reichsstände dem schnellen Entschlusse entgegen sind.

Benedikt XII, sonst Jakob Furner, ein Müllerssohn aus Saverdun, bestieg den päpstlichen Stuhl. Ludwig hoffte von dem mildern Sinne desselben die Lossprechung vom Bannfluche. Er sandte zwei Grafen von Dettingen mit einer demüthigen Bittschrift nach Avignon. Huldvoll empfängt Benedikt die Gesandten; in der öffentlichen Versammlung der Kardinäle nennt er Ludwigen den edelsten Fürsten der Erde, und die

bald dieser und der König Robert von Neapel die mildere Gesinnung des Papstes merkten, so wurde alles aufgeboten, sein Vorhaben zu vereiteln. Philipp sperrte die Einkünfte der Kardinäle in Frankreich, und ließ dem Papste melden, daß, wofern er etwas für Ludwig thäte, sein Schicksal noch härter, als seines Vorfahren Bonifaz VIII. werden sollte. (Diesen hatte Philipp der Schöne 1303 durch Schläge mißhandeln und gefangen setzen lassen). Zugleich meldete Johann von Böhmen dem Papste seinen Entschluß, daß er unterstützt von dem Könige von Pohlen und andern Großen den Kaiser Ludwig absetzen, und einen neuen erwählen wolle. Der friedliebende Benedikt gerieth in die drückendste Verlegenheit, er nahm Bedenkzeit, und ließ Ludwigs Gesandte ohne Entscheidung zurückkehren.

Ludwig, dem alles an der Aufhebung des Bannfluches gelegen war, schrieb 1336 einen Reichstag nach Speier aus, man beschloß eine neue Gesandtschaft nach Avignon, zugleich aber auch, wenn der Versuch abermals fruchtlos seyn sollte, die Ergreifung anderer ernstlicher Maaßregeln. Um die Ausöhnung mit der Kirche zu

cherer zu bewirken, suchte Ludwig die Freundschaft Philipps von Valois; es wird im Louvre 1337 ein Bündniß durch den Markgrafen Wilhelm von Jülich geschlossen, und bald hernach zu Nürnberg bestätigt. Markgraf Wilhelm gieng nach Avignon. Aber Philipp hatte Ludwig nur die Hand geboten, sein Herz blieb ferne von ihm; er setzte dem Pabste fortgesetzt so sehr mit Drohungen zu, daß dieser die Gesandtschaft zwar sehr gütig empfing, aber mit vielen Thränen erklärte, daß er wegen Frankreich in des Kaisers rechtmäßiges Begehren nicht einwilligen dürfe.

Nun sann der erbitterte Ludwig auf Rache an dem falschen Philipp. Die Gelegenheit war sogleich bei der Hand. Frankreich war in einem gefährlichen Kriege mit Eduard III, König von England begriffen. Ludwig ernannte Eduard zum Reichsverweser von Köln bis an die französische Grenze, und schloß mit ihm einen Bund, der für Philipp sehr gefährlich wurde, da die niederländischen Fürsten von Brabant, Geldern, Jülich und Holland mit Eduarden in Frankreich einfielen, und den König sehr in die Enge triez-

ben. — Da die Gesandtschaft nach Avignon unverrichteter Sachen wieder zurück kam, wurde zu Rheusee bei Koblenz eine Reichsversammlung gehalten, und auf derselben festgesetzt; daß derjenige, welcher von den Kurfürsten gesetzmäßig gewählt worden, bloß durch diese Wahl, ohne päpstliche Bestätigung und Krönung nöthig zu haben, alle kaiserliche und königliche Rechte erlange. Zugleich schlossen die Kurfürsten hier ihren ersten Verein, vorzüglich zur Erhaltung und gemeinschaftlichen Vertheidigung ihrer kurfürstlichen Rechte gegen den Pabst. Diese zu Rheusee 1338 gefaßten Schlüsse wurden bald darauf auf einem allgemeinen Reichstage zu Frankfurt wiederholt, öffentlich kund gemacht und ange schlagen. Diese Beschlüsse betrafen ausserdem vorzüglich die Vertheidigung des Kaisers, wobey alle Schritte des Pabstes Johannes für nichtig erklärt werden; den Befehl an die Geistlichkeit ungeachtet des Bannstrahls aus Avignon, den Gottesdienst zu versehen; die Strafe der Reichsacht und der beleidigten Majestät gegen alle, die den Kaiser als mit dem Bann belegt ansahen, und seiner Gerichtsbarkeit sich entziehen würden &c.

Diese Schritte, die dem Pabste, und zwar wie einige melden, durch sein eigenes Schreiben der Kurfürsten kund gethan wurden, reizten nun auch den milden Benedikt zum Zorne; er erneute die Bannflüche und verbot den Bischöffen Ludwig den Eid der Treue zu schwören, und die Regalien von ihm zu empfangen, und er mußte um so mehr alle seine geistlichen Waffen gegen Ludwig anwenden, je mehr Philipp ihn dazu anspornte.

Doch, als Eduard, unterstützt durch die niederländischen und andern rheinischen Fürsten, ihm ziemlich hart zusetzte, so suchte er selbst mit Ludwig in freundschaftlichere Verhältnisse zu kommen, und es gelang ihm, denn Ludwig, der alles anwandte, um sich mit der Kirche wieder auszuföhnen, bot in der Hofnung, an Philipp den sichersten Vermittler zu finden, ihm freudig die Hand. Die Bedingungen des Vergleichs waren, daß Philipp den Kaiser anerkennen, und seine Ausföhnung mit dem Pabste bewirken, dagegen Ludwig dem Könige von England die Würde eines Reichsverwesers wieder abnehmen sollte. Lud-

wig hielt Wort; ob er gleich von Eduard eine große Summe Geldes empfangen hatte, kündigte er ihm doch die Reichsverweserstelle auf, und zog seine Truppen zurück. Aber Philipp blieb falsch wie zuvor, er gab Worte für Thaten, versprach Vermittlung und hezte den Papst noch mehr auf. Benedikt starb bald darauf 1342.

Ihm folgte Clemens VI. vorher Pierre Roger genannt, Sohn eines Edelmanns aus Limosin. Dieser Papst war schon durch seine Geburt an Frankreichs Interesse gefesselt: und überdies mit dem böhmischen Hause, (das Ludwig durch die oben schon angeführte Scheidung Johannes von Margarethen der Maultasche und Verheirathung derselben an seinen Sohn, auf das höchste zur Rache gereizt hatte,) dadurch verbunden, da er selbst bei dem Könige Johann von Böhmen Hofmeister des Sohnes desselben, des nachmaligen Kaisers Karls IV. gewesen war. Sobald er den päpstlichen Thron bestiegen hatte, schüttete er allen seinem Grimm über Ludwig aus, er bekräftigte und erneute alle die von seinen beiden Vorgängern ausgesprochenen Banns

flüche, und ließ dieselben alle Sonn- und Festtage unter dem Schall der Glocken, und bei brennenden Kerzen aufs neue ausrufen. Er gieng in seinem Uebermuth so weit, daß er an den Kaiser die Forderung ergehen ließ, daß er in eigener Person als Büßender zu Avignon erscheinen, und sich seiner Gnade unterwerfen sollte. Da dieser nicht erschien, so drohte er mit neuen fürchterlichen Bannflüchen. Ludwig erinnerte den König von Frankreich an sein gegebenes Wort; und dieser, der doch nicht öffentlich als Treulosser erscheinen wollte, verhinderte die neuen Gewaltschritte des Oberpriesters; der jedoch dem Kaiser erklären läßt, daß er seine Ausöhnung nicht mit der gehörigen Art gesucht habe. Ludwig, dem alles daran gelegen war, wieder in den Schooß der Kirche aufgenommen zu werden, und sich und seine Lande von dem Bannfluche zu befreien, sandte aufs neue Abgesandte an den Pabst, mit dem Erbieten, daß er sich allen und jeden Bedingungen, die man ihm vorschreiben würde, demuthsvoll und willig unterwerfen wolle. So furchtbar war damals die Gewalt der Pabste, daß selbst die mächtig-

sten Fürsten vor ihnen in den Staub sich bückten. Clemens VI. hatte bei Ludwigs persönlicher Vorladung keinen andern Plan gehabt, als das Schauspiel zu Avignon zu wiederholen, das der übermüthige Gregor VII. den Römern durch die Demüthigung Kaiser Heinrichs IV. gegeben hatte; allein Ludwig erschien nicht selbst, jedoch ließ er dem Pabste die bereits angeführten, von der tiefsten Unterwürfigkeit zeugenden Eröffnungen machen.

Und wie verhielt sich der Oberpriester? Unerbittlich und hart verschloß er allen Bewerbungen und Fürsprachen Herz und Ohr; doch sagte er endlich: Um vor aller Welt zu zeigen, daß ich nicht unerbittlich und unversöhnlich sey, so werde Ludwig des Bannfluches entladen; jedoch nur dann, wenn er nachstehende Bedingungen treu erfüllt: Er lege plötzlich die Krone nieder, und nehme sie nie wieder an, ohne des Pabstes ausdrückliche Erlaubniß und Befehl; er erkenne und bereue seine verübte Gottlosigkeit und Frevel, und übergebe seine eigenthümliche Lande, seine Kinder, seine Ehre, ja seine ei-

gene Person, ohne Rücksicht und Einschränkung, der Gnade und Barmherzigkeit des Papstes.

Solche Bedingungen durfte damals der Papst vorschreiben. Doch glaubte jedermann, Ludwig würde diesen entehrenden, die geheiligte Würde eines Kaisers so sehr verletzenden Forderungen nun und nimmermehr Folge leisten; allein Ludwig, theils um seinen friedliebenden Sinn und die Nachsicht des christlichen Oberhirten in ein helles Licht vor aller Welt zu setzen, theils um den bisherigen Neckereien mit einemmale los zu werden — Ludwig willigt für seine Person in alles, er unterschreibt, besiegelt und beschwört alle diese Forderungen vor einem vom Papste hiezu bevollmächtigten Notar.

Clemens und alle seine Kardinäle trauten ihren eigenen Augen nicht mehr, als sie Ludwigs Unterschrift und Siegel sahen und lasen; sie wähten, der Kaiser müsse von Sinnen gekommen seyn, das er in solche unbeschreiblich harte Bedingungen einwilligen konnte. Allein Ludwig hatte bei seiner Unterwerfung nicht ohne

Klugheit gehandelt, und die Folgen sehr wohl berechnet. Sobald er merkte, daß er in den Schoß der Kirche wieder aufgenommen werden würde, schrieb er 1344 einen Reichstag nach Frankfurt aus, und fügte dem Ausschreiben die Bedingungen bei, welche der Pabst ihm vorgeschrieben, und in welche er eingewilligt hatte. Die Kurfürsten und andere Stände hielten sogleich noch vor Eröffnung des Reichstages eine Versammlung, oder sogenannte Tagfahrt, und beschloffen einmüthig, daß die von dem Pabste gemachten Vorschläge, als entehrend und verderblich für Deutschland, verworfen werden müßten. Dieser Schluß wurde auf dem Reichstage selbst von allen Fürsten, Städten und Ständen verworfen, und es wurde festgesetzt, daß sie sämtlich kraft ihres Eides verpflichtet seyen, diese das Reich verderbenden Vorschläge nicht zu bewilligen, sondern dem Pabste Vorstellung zu thun, sie zurück zu nehmen. Zu Rheensee wurde hierauf der frankfurtische Reichsabschied bestätigt, und die Gesandtschaft an den Pabst beschloffen, welche ihm melden sollte, daß man von Reichswegen in die Bedingungen der Aus-

söhnung nicht willigen könne. — Nur Johann von Böhmen und sein Sohn Karl von Mähren sind mit diesem Entschlusse nicht zufrieden, und trennen sich mit Unwillen von den übrigen Fürsten. —

Fürchterlich ergrimmt Clemens über die Vorstellung der Reichsstände, sein Zorn schlug in neuen hohen Flammen über Ludwig auf, den er für den Urheber derselben hält; er geht nun mit keinem geringern Plane um, als Ludwig förmlich abzusetzen, und einen neuen Kaiser zu erwählen. Er erneuerte die alten Prozesse gegen Ludwig, und am grünen Donnerstage 1345 schleudert er, unter dem größten Gepränge, aufs neue den Bannstrahl über den Kaiser, erklärt ihn aller seiner Würden und Länder verlustig, und in alle Strafen der Ketzer verfallen. Zugleich wird der biedere Kurfürst von Mainz, Heinrich von Virneberg, der Ludwigs Partei standhaft hält, mit dem Bannfluche belegt, seines Erzbisthums entsetzt, und ein anderer, Gerlach von Nassau, an seine Stelle ernannt. Auch erhalten die Kurfürsten gemessenen Befehl, innerhalb einer be-

stimmten Frist einen neuen Kaiser zu wählen, damit die Kirche einen Schutzherrn, und das Reich ein wichtiges Oberhaupt erhielte.

Diese Vorkehrungen des Papstes würden freilich nur kalte Streiche geblieben seyn, wenn nicht Johann von Böhmen, gleich nach dem Reichsabschiede zu Rhensee mehrere Fürsten auf seine Seite gebracht, und ein Bündniß mit ihnen abgeschlossen hätte, sich einmüthig gegen jedermann, selbst gegen den Kaiser zu vertheidigen. Johann war mit seinem Sohne Karl bei den neuen Bannflüchen über Ludwig zu Arignon gegenwärtig, und Karl verpflichtet sich dem Papste eidlich, daß er, wenn die Kaiserwahl auf ihn fallen würde, alle Handlungen Ludwigs gegen den römischen Stuhl vernichten, und sich nach seiner Krönung keinen Tag länger in Rom aufhalten wolle. Ueberhaupt mußte dem Papste alles daran gelegen seyn, Karl, seinen ehemaligen Zögling, auf dem kaiserlichen Throne zu sehen, da er von diesem nicht nur nichts, was seinen Absichten entgegen seyn könnte, befürchten, sondern im Gegentheile die folgsamste Mitwirkung hoffen durfte.

Nun wurde zu einer neuen Wahl geschritten. Johann, der Ludwigen schon früher auf dem Reichstage zu Bacharach am Rheine, wegen seines Verfahrens mit Tirol, und über seine übermäßige Herrschsucht öffentlich angeklagt, aber weder vom Kaiser noch von den Ständen Genehmigung erlangt hatte, bot von dem Pabste unterstützt, alles auf, seine Sohn Karl von Mähren auf den Kaiserthron zu sehen. Balduin, Kurfürst von Trier, seinem Geschlechte nach ein Lurenburger, und des Königs Johann Vaters Bruder, war bald für die päpstliche Partei gewonnen, Kurfürst Walram von Köln, wurde durch 8000 Mark, und Rudolf von Sachsen durch 2000 Mark dahin gebracht, daß sie ihre Stimmen für Karl gaben.

Nun schrieb der neue Erzbischof von Mainz, Gerlach von Nassau, gegen den sich übrigens der alte Heinrich von Birneberg treflich zu behaupten wußte, einen Reichstag nach Rhensee aus. Die gewonnenen und bestochenen Wahlherren erscheinen, Ludwig wird förmlich abgesetzt, und Karl zum Kaiser ernannt.

Allein die übrigen Kurfürsten, Fürsten und Stände des Reichs blieben ihrem rechtmäßigen Kaiser Ludwig getreu. — Heinrich, der rechtmäßige Kurfürst von Mainz, Ludwig der Brandenburger, des Kaisers Erstgebohrner, und Ruzert, Pfalzgraf am Rhein, verliessen Ludwigen nicht. In ganz Schwaben, Franken und am Rheine war keine einzige Stadt, die nicht bereitwillig gewesen wäre, Gut und Blut für ihn aufzuopfern. Deswegen versammelten sie sich, auf Ludwigs Einladung 1346 zu Speier, und der Kaiser hatte die Freude, ausser den Reichsstädten und den angeführten Fürsten, auch fast alle weltlichen Reichsstände auf seiner Seite zu sehen, und den Bund der Treue mit ihnen zu befestigen. Karl, der meistens nur deutsche Bischöffe auf seiner Seite hatte, wurde nun von Ludwigs Freunden spottweise der Pfaffenkaiser genannt. Er zog nach seiner Wahl nach Aachen, um die Salbung zu empfangen, allein die Reichsstädter schlossen vor ihm die Thore zu; nun hoffte er in Aöln zu seinem Ziele zu gelangen, allein auch hier wurde er von den dem Ludwig ergebenen Bürgern nicht eingelassen. Darauf

begab er sich nach Bonn, wo er endlich von dem Kurfürsten von Köln gesalbet und gekrönt wurde.

Aus Anhängigkeit an den Papst, und durch diese an Frankreich mischten sich Johann von Böhmen und sein Sohn Karl in den Krieg Frankreichs mit Eduard von England, aber mit unglücklichem Erfolge, denn in der Schlacht bei Crecy 1346 verlor König Johann das Leben; denn obgleich er schon blind war, focht er dennoch mit, indem er sein Pferd an die Pferde zweier Ritter anbinden ließ. Karl IV. und der König von Frankreich selbst konnten sich mit genauer Mühe durch die Flucht retten. —

Ludwig rüstete sich indessen, um seinem Gegenkaiser mit Nachdruck die Spitze zu bieten. Schon während Karls Aufenthalt wegen seiner Krönung zu Bonn, wurde er durch die Truppen der Kaiserin Margaretha, die das Jahr zuvor ihren Bruder den Grafen Wilhelm von Holland beerbt hatte, nicht wenig beunruhigt. Die Lande des Kurfürsten von Trier, eines Gegners des

Kaisers Ludwig wurden sehr hart mitgenommen. Aber Ludwig der Brandenburger vertheidigte sein Land so nachdrücklich und standhaft, daß Karl und seine Bundsgenossen nichts auszurichten vermochten, wie wohl das Land selbst durch das Hin- und Herziehen der streitenden Heere und die damalige noch sehr unmenschliche Art Krieg zu führen, sehr hart mitgenommen wurde. So verursachte der beleidigte Ehrgeiz und die unersättliche Nachsicht des römischen Oberpriesters Clemens VI. in Deutschland neue Fehden und blutige Kriege. Karl suchte auch den Herzog Albrecht von Oestreich zu gewinnen, und schon hatte dieser Abrede genommen in Baiern einzufallen, als Kaiser Ludwig selbst zu Wien erschien, und in einer geheimen Unterredung den Herzog von seinem Vorhaben ab und auf seine Seite brachte.

So wurden also Karls Versuche sich im Reiche festzusetzen noch immer vereitelt, ja selbst noch nach Ludwigs Tode hatte er manchen Kampf zu bestehen, und manche neue Bewerber zu beseitigen, bis die Kaiserkrone fest auf seinem Haupte blieb.

Kaiser Ludwig endigte sein unruhvolles Leben 1347 plötzlich und unvermuthet. Er war in einem Walde bei München, das er zuvor zur Residenz erhoben hat, mit seiner Lieblingsunterhaltung, mit der Bärenjagd, beschäftigt; plötzlich wurde er vom Schlage gerührt, stürzte vom Pferde, und entschlief dann sanft nahe bei Fürstenseld, auf der sogenannten Königswiese in den Armen der Seinigen, in einem Alter von ein und sechzig Jahren.

Ludwig hätte ein besseres Schicksal verdient, er würde seine Erblande und das Reich glücklich gemacht haben, wenn nicht die Gewalt der Päbste ihm die Hände gebunden hätten. Schon sein Aeußeres war einnehmend und gefällig; er war schlank gewachsen, und sein feuriges Auge verkündet Kühnheit und Muth. Er liebte Heiterkeit und Scherz, mit der Gewandtheit und Fertigkeit in ritterlichen Uebungen verband er wahre Tapferkeit. Nur war er in seinen Entschliessungen etwas zu rasch und voreilig, auch zu veränderlich; daher fehlte es ihm bei widrigen Zufällen oft an der nöthigen Be-

sonnenheit. Wie sehr er Treue und Glauben hielt, zeigt seine Geschichte; von seinem religiösen Sinne und seine rastlosen Bemühungen, sich des Bannfluches zu entledigen. Daß er seine Kaiserwürde zur Vergrößerung seines Erbhauses benützte, war nach dem Vorbilde der übrigen, besonders habsburgischen Kaiser, und wegen des mächtigen Nachbars, den er an Oestreich hatte, seine Pflicht. Zu den Vorschritten in Tirol wurde er durch Johannes von Böhmen Hinneigung auf die Seite des Papstes gezwungen. Ludwig würde stets die strengste Rechtlichkeit gezeigt haben, wenn auch er rechtlich behandelt worden wäre.

Er hatte sein Leben als ein mit dem Bannfluche beladener geendigt, sein Tod hatte die Nachsicht Clemens VI. noch nicht ganz abgekühlt; denn es kostete lange Anstrengungen, und unbeschreibliches Bitten, bis der Papst seinen Fluch von dem entseelten Leichnam zurücknahm, und die Lossprechung dem Erzbischoffe von Prag, und dem Bischoffe vom Bamberg übertrug.

Kaiser Ludwig hinterließ sechs Söhne, die
seine Staaten unter sich theilten.

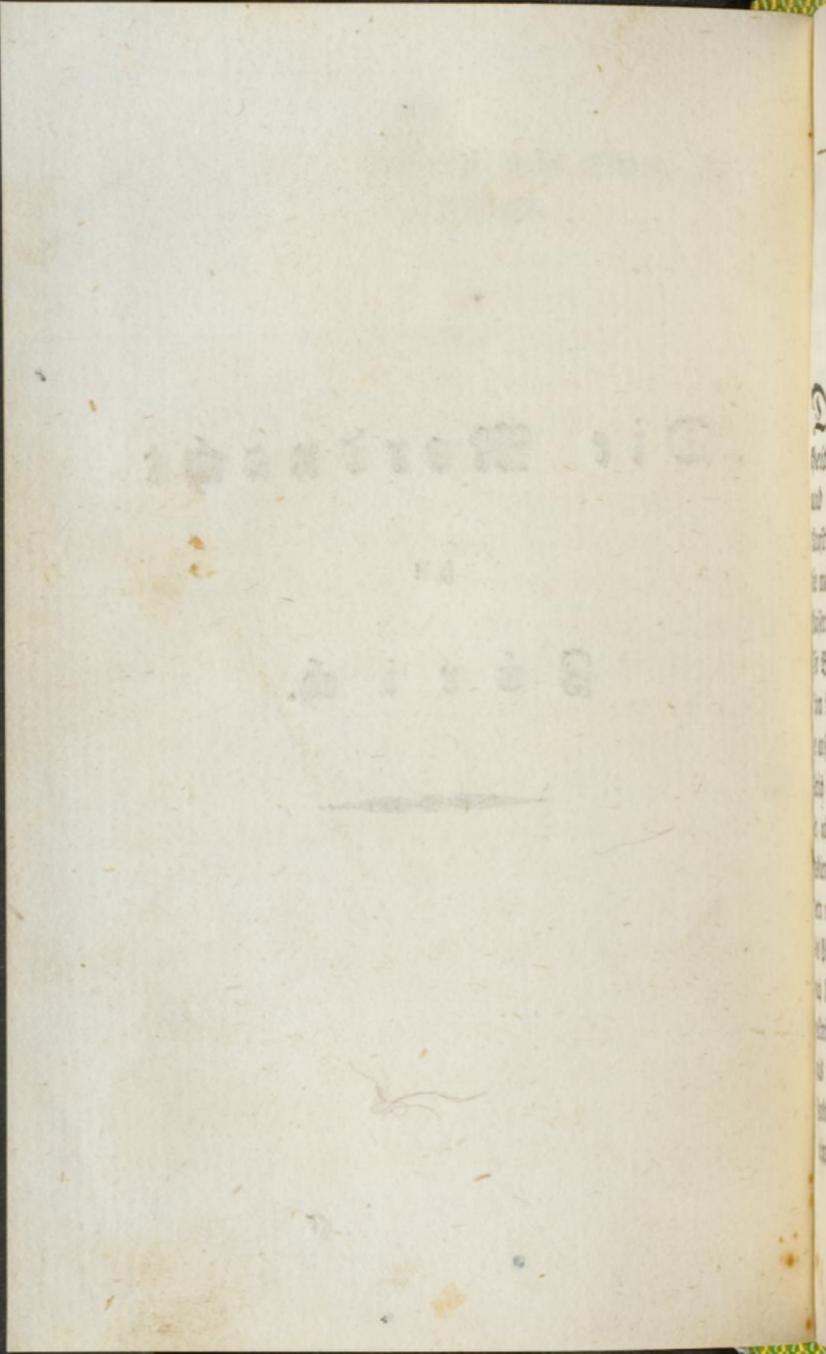


Die Mordnacht

zu

Zürich.





Die Schlacht bei Morgarten hatte die Freiheit der vier Waldstädte, Lucern, Uri, Schwyz und Unterwalden befestigt, und ihrem Bunde Kraft und Dauer gegeben. Noch aber waren die meisten übrigen freien Städte Helvetiens dem Kaiser Ludwig dem Baier getreu geblieben. Die Bürger von Basel hatten z. B. den päpstlichen Boten, der den Bannbrief über den Kaiser anschlagen sollte, in den Rhein gestürzt, und Zürich war, wegen seiner Treue gegen den Kaiser, achtzehn Jahre lang ohne allen andern Gottesdienst geblieben, als der von den Franziskanern oder Barfüßern, den erklärten Gegnern des Papstes, gehalten wurde. Aber vier Jahre nach Kaiser Ludwigs Tode 1351 trat auch die volkreiche, durch Handel und Gewerbe schon damals sehr emporblühende Stadt Zürich dem Bunde der Waldstädte bei. Die Stadt, oder vielmehr ihr damaliger Bürgermeister, Rudolf

Brum, suchte dadurch sich kräftigern Schutz gegen Oestreich zu verschaffen, das durch die Verhaftung eines seiner Verwandten des Grafen Johann von Habsburg, neue Ursachen gefunden hatte, die Stadt feindlich zu behandeln. Die Ereignisse jener schreckenvollen Nacht, in welcher der Graf gefangen genommen wurde, und die gewöhnlich die Mordnacht von Zürich genannt wird, sind der Gegenstand dieser kurzen Abhandlung. Um jedoch den Grund und die Veranlassung dieser Greuelscene deutlicher einzusehen, müssen wir auf das Jahr 1335 zurückgehen, in welchem die freie Stadt Zürich eine neue Regierungsverfassung erhielt.

Seit beinahe dritthalb Jahrhunderten bestand die Regierung zu Zürich aus 36 Rathsherrn, aus den ältesten und vornehmsten Bürgergeschlechtern, auch aus Rittern und Edeln. Die Verwaltung der Staatsgeschäfte war so eingetheilt, daß jederzeit zwölf Rathsherrn vier Monate lang am Staatsruder saßen, und nach Verfluß dieses Zeitraumes zwölf andern Platz machten. Sie wurden auf Lebenszeit gewählt, und nur Verbrechen oder Schande machte sie der Stelle

verlustig. Bei sehr wichtigen Verhandlungen, in Kriegen u. zogen die zwölf eben regierenden die andern mit zu Rathe, doch blieb die Vollziehungsgewalt und die Ausfertigung der Urkunden einzig den erstern überlassen. Alle übrigen Einwohner und Bürger Zürichs hatten nicht den geringsten Antheil an der öffentlichen Verwaltung, sondern stunden unbedingt unter dem Rathe der Sechsenddreißiger.

Die reinaristokratische Verfassung hatte lange das beste Zeugniß ihrer Zweckmäßigkeit durch den steigenden Wohlstand der Stadt, und die Zufriedenheit der Bürger. Die Sechsenddreißiger hatten der Stadt viele bedeutende Freiheiten von den römischen Kaisern verschafft, die Staatseinkünfte treu verwaltet, Reichen und Armen gewissenhaft Recht gesprochen, und überhaupt der Stadt Bestes redlich gesucht. Allein mit den fortschreitenden Jahren nahm diese zweckmäßige Staatsverwaltung immer mehr ab. Es entstand Zwist und Uneinigkeit unter den Rätthen selbst, Parteien bildeten sich, manche strebten nach Alleinherrschaft, und die Rathsversammlungen, deren Zweck das Wohl der Stadt seyn

sollte, wurden ein Schauplatz der Selbstsucht,
 des Hasses und des Neides. Die Einkünfte der
 Stadt wurden verwahrloset oder verschwendet,
 denn niemand durfte Rechenschaft fodern. Neue
 Steuern und Auslagen sollten das Verwahrloste
 und Verpraßte wieder herbeitreiben; die Gerech-
 tigkeit neigte oder hob ihre Waage für baare
 Bezahlung, und mit Härte wurde der Geringe
 und Arme abgewiesen. Ein solches Verfahren
 reizte die Unzufriedenheit unter Hohen und
 Niedern. Zwar sahen mehrere der Rätthe selbst
 diesem Unfuge nur mit dem höchsten Mißfallen
 zu, und eiferten laut dagegen; allein sie wur-
 den entweder gar nicht angehört, oder über-
 stimmt und verlacht. Erlaubte sich jemand aus
 der Bürgerschaft eine mißfällige Aeußerung oder
 eine Klage, so wurde er stracks zur Verantwor-
 tung gezogen, und wohl auch ungehört gestraft.

Das Mißvergnügen stieg immer höher, und
 ein talentvoller Rathsherr, der sich höher em-
 porzuschwingen strebte, wußte dadurch eine neue
 Regierungsverfassung zu bewirken, deren einzi-
 ges Oberhaupt er selbst wurde. Rudolf Brun,
 aus einem alten zürichschen Geschlechte, ein rei-

der Mann, der eben in der besten Fülle der Kraft stand, hatte mit Unwillen bemerkt, daß seine Miträthe ihn nicht für das gelten lassen wollten, was er zu seyn wünschte, neigte sich nun auf die Seite der Bürgerschaft. Er wußte durch seine schlaue Gewandtheit und zuvorkommende Gefälligkeit sich bald einen Anhang zu sammeln, indem er den Unzufriedenen beistimmte, mit ihnen über die Verschleuderung der Staatsgelder und die neuen Steuern klagte, und ihnen sogar den Rath ertheilte, sie sollten auf Rechnungsablegung bei dem Rathe dringen. Brun fand großes Zutrauen, er wurde für einen wahren Bürgerfreund gehalten, ob es sich gleich nicht läugnen läßt, daß Ehrgeiz und Herrschbegierde einen nicht unbedeutenden Einfluß auf seine Plane hatte. Groß und bedeutend wurde Bruns Anhang, aber die größte Verschwiegenheit herrschte unter den Gliedern desselben, und die übrigen Rathsherren erhielten von den bevorstehenden Ereignissen nicht die geringste Kunde. — Jetzt nahte ein entscheidender Tag. Die erste Abtheilung der Sechshunddreißiger, Rotte genannt, sollte am letzten April des Jahrs 1335 die Regierung der zwei-

ten oder mittlern Rotten übertragen. Rudolf Brun befand sich unter der abgehenden Rotten.

Sahlreicher als je hatten die Edeln und die Bürger aus allen Ständen und Klassen sich versammelt. Jetzt wollen die neuen Rätze die Regierung feierlich übernehmen, und die Bestätigung erwarten; aber ein Mann aus dem Volke tritt auf und ruft: Erst Rechnung abgelegt über die Stadteinkünfte, oder der Bürgereid wird nicht geschworen. Die Rätze stunden einige Augenblicke betroffen und erstaunt, aber drei aus ihnen, Ulrich Manasse und Rudolph von Glarus, zwei Ritter, und Johannes Stigel, sämtliche Anhänger Bruns, erklärten die Forderungen des Volkes als gerecht. Die andern neunen schrien über Neuerung und aufrührische Eingriffe in des Rathes Gewalt, sie riefen die übrigen Rotten herbei, und drohten mit Strafen über die Empörer. Noch war nichts entschieden, anderhalb Monate verstrichen, bis am Johannistage. Die Bürger, unter welchen Brun den Unwillen nur noch mehr dadurch angefacht hatte, daß er aus Sprengen ließ, der Rath spottete nur der Bürgerschaft, — der Drohungen des ohne Kraft und Nachdruck handelnden Ra-

thes'müde, haufenweise zusammenströmten, und mit Gewaltthaten drohten. Sie kamen an der untern Brücke zusammen, wo der Rath eben auf dem Rathhause versammelt war. Schrecken und Todesangst bemächtigte sich der Rathsherren; drei davon giengen zu den Bürgern über, acht von der zweiten, zwei von der ersten, und sieben von der dritten Rotte mit 21 ihrer Freunde ergriffen schnell die Flucht, und verliessen die Stadt.

Ohne einen Tropfen Blutes war die alte Regierung gestürzt; die ganze Gemeinde, Adelige und Bürger, Arme und Reiche schwuren sich nun wechselseitigen Beistand mit Gut und Blut; die Staatsverwaltung wurde den zehn zurückgebliebenen Räten der ersten Rotte übertragen, zu welcher zwei neue gewählt wurden. Man feste zugleich auch einen Tag fest, wo jedermanns Klagen vernommen, und dann am 4. Juli entschieden werden sollten. Es wurde dabei verordnet: man soll von allen Rotten die Rechnungen fordern, alle nach Verdienste an Ehre, Gut und Leben abstrafen; die bisherige Regierungsform ganz abändern; unterdessen die Ober-

gewalt in Ritter Bruns Hände niederlegen, und ihm den Eid der Treue schwören.

St. Ulrichstag erschien, und die Bürger versammelten sich in der Barfüßerkirche. Es erschienen Anverwandte und Freunde der entflohenen Rätthe und Bürger, und baten um sicheres Geleite für dieselben, damit sie erscheinen und sich vertheidigen könnten. Man bewilligte das Gesuch, sie erschienen 24 an der Zahl am ersten Sonntage des Augusts vor dem Volke. 14 Entwichene, 5 Rätthe und 9 Bürger blieben zurück, und begaben sich nach Rapperswyl in den Schuß des Grafen Johannes von Habsburg. Sie wurden auf ewig aus der Stadt verbannt, ihre Güter eingezogen, und wosern sie sich auf der Stadtgebiet betreten ließen, für vogelfrei erklärt. — Die Erschienenen wurden verhältnißmäßig an Geld gestraft, oder auf mehrere Zeit an bestimmte Aufenthaltsorte verbannt, und mit ihren Kindern alles Antheils an der Regierung unfähig erklärt.

Die Aufhebung der alten Verfassung erforderte eine neue. Rudolf Brun berief kurz vor

Weihnachten 1335 eine neue Volksversammlung, und trug auf eine feste Regierungsform an. Sie war ganz sein Werk, und zwar so eingerichtet, wie damals in mehreren Reichsstädten z. B. in Strassburg, und bald darauf auch in Augsburg u. a. eingeführt wurde, nämlich zünftig; oder eine Staatsverwaltung, die nicht bloß in den Händen der angesehensten und ältesten Familien (Geschlechter, Patrizier) ist, sondern an welcher auch die übrigen Bürger durch die Vorsteher ihrer Zünfte Antheil nehmen können. — Eine solche Verfassung gab Rudolf Brun der Reichsstadt Zürich. Die Hauptpunkte derselben sind folgende: Rudolf Brun ist Bürgermeister und Oberhaupt der Stadt auf Lebenslang; ihm beigezellt wird ein Rath aus dem Ritters, Bürgern und Handwerkern. Alle Bürger schwören jährlich zweimal dem Bürgermeister Beistand mit Leib und Gut, und vollkommenen Gehorsam. — Ritter und Bürger, die kein Handwerk treiben, werden in eine Constabel oder Kriegsgesellschaft vereinigt, aus dieser werden jährlich 13 Rathsherren ernannt. Die Handwerker werden in 13 Zünfte getheilt, und jede erhält einen Zunftmeister, diese sind zu

gleich auch Rathsherren, jeder ist aber nur sechs Monate in diesem Amte. Der Bürgermeister ernennt die sechs Wahlherren zu den halbjährigen Zunftmeisterwahlen, und mit ihnen sodann die Rathsherren ic. — Bei dieser Konstitution ist es nicht zu läugnen, daß sich Rudolf Brun eben so gut Fürst oder Graf, als Bürgermeister hätte nennen können.

Diese neue Verfassung wurde von Kaiser Ludwig dem Baier im Februer 1337 zu München bestätigt. Rudolf Brun wußte sich in seiner neuen Würde mit Kraft und Nachdruck zu behaupten. Mit Unwillen bemerkte er, daß Graf Johann von Habsburg, der zu Zürich verbürgert und Bundesgenosse der Stadt war, den entflohenen und verbannten Rathsherren und Bürgern, (die von nun an unter dem Namen Banditen bei den Chronikschreibern angeführt werden,) seinen Schutz angedeihen ließ, denn sie wohnten zu Rapperswyl und den umliegenden adelichen Burgen und Ritterfesten, wo sie ihre Kräfte aufboten, um denen, die ihnen wehe gethan hatten, auch wieder wehe zu thun. Sie verbanden sich eidlich, alles aufzubieten, die

neue Regierung zu stürzen, und Johann von Habsburg versprach ihnen dazu alle Beihülfe. Zugleich pfändeten die Vertriebenen, deren Güter die Stadt Zürich eingezogen hatte, die Güter der Züricher Bürger auf dem Rapperschwylers-Gebiete; auch ermangelten sie nicht im Stillen an einer Gegenpartei gegen Brun in der Stadt selbst zu arbeiten. Allein Brun, der seine Augen überall hatte, entdeckte die Anschläge bald, ließ die Schuldigbefundenen flugs ergreifen und enthaupten, und verbreitete dadurch bei allen andersgesinnten so viel Schrecken, daß sich auch keine Spur von Unzufriedenheit weiter zu zeigen schien. Der Bürgermeister brachte es dahin, daß er eine eigene Leibgarde sich anschaffte, wozu er jährlich sechzig Mark Silber erhielt, wovon er seine Getreuen nach Willkühr besolden durfte. Seine Polizeianstalten waren so strenge, daß (laut den Urkunden, auf welche sich Johannes von Müller in seiner Geschichte der Schweiz beruft); jeder, der zu Zürich wohnen wollte, sich dem Bürgermeister mit Leib und Gut verschwören mußte, verließ jemand die Stadt ohne seine Erlaubniß so war er auf Ewig verbannt; Freunde, Verwandte, und Söhne durften nicht höherer Zahl als fünf

fe, späterhin sogar nicht mehr als drei Reisamen angetroffen werden; wer sich nach der Stäubglocke, (die die Leute so zu sagen auseinander stäubt, und nach Hause ruft,) sich ohne Licht auf der Straße finden ließ, wurde verhaftet und gestraft; alle Pferde in der Stadt stunden dem Bürgermeister zu Gebote; auf ein bestimmtes Zeichen mußten alle Bürger bei Tag und bei Nacht bewaffnet erscheinen, wer nicht erschien, wurde an Leib und Gut bestraft ic.

Um den Grafen von Habsburg zu züchtigen, zog Brun erstlich nach Kapperschwol, senzte und brannte im Lande, und wollte die Stadt belagern, mußte aber ohne Sieg wieder abziehen. Er verband sich hierauf mit dem Grafen Diethelm von Toggenburg, der mit Johann von Habsburg in Fehde war, wegen dem Schlosse Grünau, nicht weit vom Anfang des Zürichersee's, das durch Verheirathung an Toggenburg gekommen war, und von Habsburg in Anspruch genommen wurde. Johannes Vater, Rudolf von Habsburg, hatte 1311 Friedrich von Toggenburg aus Grünau vertrieben; nun wollte Diethelm die Burg wieder erobern. Schwyz und

Zürich stunden ihm bel. Die Züricher kamen über den See, Diethelm vereinigte sich mit ihnen. Kaum hatten sie gelandet, und standen noch ungeordnet am Ufer, als Johann von Habsburg seine Treuen, gering an Zahl sammelte, und über die Feinde herfiel. Die Seinigen riethen ihm ab, aber männlich kühn sprach er: Wenn ihr fromm und redlich gegen mich gesinnt seyd, wie ichs euch vertraue, so werde ich wohl siegen. Gott hat schon viel kleinere Heere unterstützt, und ich hoffe, er werd' es heute auch thun! — Ja herr! riefen die Treuen, mit euch wollen wir heute sterben oder siegen; rasch stürmten sie nun den Buchberg herab auf die überraschten Feinde. Viele werden getödtet, die Uebrigen eilen auf ihre Schiffe und stossen vom Lande, Diethelm, der in der Hitze des Kampfes zu weit vordringt, wird gefangen. — Aber die fliehenden Züricher, von Brun geführt, und die Toggenburger sammeln sich wieder, und da sie die zu Hilfe ziehenden Schwyzer erblicken, landeten sie wieder und greifen von neuem an. Jetzt mußte die geringe und ermüdete Kriegszahl Johannes von Habsburg weichen; er selbst wird

erschlagen, und auf der Flucht hauen die Sennen den gefangenen Diethelm in Stücken.

Johann hinterließ drei Söhne, Johann, Rudolf und Gottfried. Den ersten derselben werden wir bei der Mordnacht wieder finden. Durch den Kaiser Ludwig und den Herzog Albrecht von Oestreich wurde ein Vergleich zwischen Zürich, den Habsburgern und den Vertriebenen bewirkt, kraft dessen die Vertriebenen der Stadt Zürich 600 Mark Silbers wegen Pfändung und Beschädigung der auf Habsburgischen Grunde gelegenen Güter bezahlen, und noch fünf Jahre lang eine Meile weit von Zürich sich entfernt halten sollten. Dagegen sollte die Stadt ihnen ihre Häuser und Güter wieder ausliefern. Brunthut dieß höchst ungern, aber die Klugheit gebot; der Kaiser und Oestreich waren eben Freunde, und der erschlagene Johann von Habsburg mit Albrecht von Oestreich nahe verwandt.

Dieser Vergleich dämpfte jedoch das Feuer nicht, sondern goß vielleicht noch mehr Del in die Flamme, denn auch die Vertriebenen, die sich noch immer meist in und um Rapperschwyl

anstellten, fügten sich in die Bedingungen nicht ganz. Brun klagte bei dem Kaiser, der die Erlaubniß erteilte, die Güter der unwillfährigen Vertriebenen aufs neue einzuziehen, und zu verkaufen. Die blutige Szene bereitete sich allmählig vor, obgleich mehrere Vertriebene sich im Jahre 1340 der Stadt unter Vermittlung des Herzogs Friedrichs von Oestreich und der Städte Konstanz, St. Gallen, Lindau, Ravensburg, Ueberlingen u. sich mit dem Bürgermeister und der Stadt ausöhnten, worüber eine Urkunde zu Königsfelden ausgefertigt wurde.

Unbemerkt glimmte das Feuer unter der Asche fort, die Vertriebenen nährten ihren Grimm gegen Brun, und die neue Verfassung und sie brüteten Pläne zur Rache aus. Sie verbanden sich zuerst in der größten Stille mit dem Grafen Johann von Habsburg, Herrn zu Rapperschwyl, der ihnen auch allen möglichen Beistand zusicherte, wogegen sie ihn nicht nur die Tilgung aller seiner Schulden und Pfandschaften an die Stadt Zürich versprachen, ja sie hatten sogar den Plan, den Grafen zum Herrn von Zürich zu machen: auch hatten sie schon im voraus die

Häuser und Güter ihrer Gegner in der Stadt unter sich getheilt. Johann sah bei diesen Anerbietungen überdies noch eine günstige Gelegenheit, seinen bei Grünau erschlagenen Vater zu rächen, und ergrif die Gelegenheit um so freudiger. Zugleich brachten die Vertriebenen den Grafen von Toggenburg auf ihre Seite, der zuvor fast mit der Stadt verbündet war, ferner die Freiherren Johann von Bonstetten und Ulrich von Mazingen, und Beringen von der Hohenlandenberg, auch für diesen zeigte sich eine günstige Gelegenheit zur Rache, da Brun im Jahre 1340 den Amtleuten des Herzogs Friedrichs von Oestreich, bei der Zerstörung der Burg Hohenlandenberg hülfreiche Hand geleistet hatte. Ausser diesen gelang es den Vertriebenen sich noch mehr Beistand und Hülfe von andern Herren und Adlichen gegen die Stadt zu verschaffen.

So wie sie ausserhalb der Stadt sich eines mächtigen Anhangs versichert hatten, eben so arbeiteten sie in Zürich selbst daran, ausser denen von ihnen, welche vertragsweise wieder in die Stadt gelassen worden waren, auch die übrigen

Mißvergnügten, deren es nicht wenige gab, auf ihre Seite zu bringen, und es gelang ihnen sehr gut. Der Plan der Verschwornen war ein heimlicher nächtlicher Ueberfall, Erwürgung des Bürgermeisters und aller seiner Anhänger, Umsturz der neuen und Wiederherstellung der alten Verfassung.

Zur Ausführung dieses Planes mußte eine hinlängliche Zahl Bewaffneter, oder wenigstens getreuer Leute, die von den Verschwornen in der Stadt mit Waffen versehen werden konnten, in die Stadt gebracht werden. Mancherlei Vorwände dienten dazu, die Meisten erschienen im friedlichen Pilgergewande als Wallfahrter nach, oder von dem weltberühmten Gnadenbilde zu Maria Einsiedeln. — Eine seit einigen Jahren drückende Theuerung, wobei viele Arme zu den unnatürlichsten Nahrungsmitteln ihre Zuflucht nahmen und viele den Hungertod starben, hatte im Jahre 1348 eine furchtbare Pest veranlaßt, die noch im folgenden Jahre zu Zürich wüthete. Die Augen der Einwohner waren zu sehr auf den allgemeinen Jammer gerichtet, als daß sie in der Menge der Pilgrimme etwas hätten abzu-

den sollen. Die Noth war allgemein, allgemein also auch das Verlangen nach Hülfe, und wo hätte der damalige Glaube diese zuversichtlicher ersuchen können als bei dem wunderwirkenden Gnadenbilde zu Maria Einsiedeln? — So gelang es den Verschwornen von Weihnachten 1349 bis Faschnacht 1350 gegen achthundert Mann von ihrer Partei in das keine Gefahr ahnende Zürich hineinzubringen.

Jetzt sollte der Plan zur That reifen. Am Vorabende des Matthiastages 1350 kam Ulrich von Bonstetten mit einem zahlreichen Gefolge in die Stadt, um, wie die Bürger allgemein glaubten, seiner Schwester, welche Aebtissin im Frauenmünster zu Zürich war, einen Besuch zu machen. Mit ihm kam Ulrich von Mattingen mit seinen Leuten, die sich so wie Bonstettens bei den mitverschwornen Bürgern vertheilten. Spät am Abende erschien auch Johann von Habsburg mit vielen Adelichen, auch befanden sich in seinem Gefolge mehrere Vertriebene. Dieß letztere machte freilich einiges Aufsehen, aber die Bürger, welche vom Grafen von Habsburg nur Freundschaft erwarteten, ließen sich bald bereden,

daß man nur auf einen neuen Vergleich und auf gänzliche Ausöhnung antragen wolle. — Beringer von der Hohenlandenberg wurde von Mitverschwornen nächtllicherweile über die Ringmauer in die Stadt geschafft.

Die erste Stunde nach Mitternacht war zur Eröffnung der Mordscene festgesetzt. Habsburgs Krieger sollten, das Fußvolk zu Schiffe über den See, die Reuter zu Lande vor die Stadt kommen und das Unternehmen befördern; Mitverschworne sollten den Reutern das Neumarkter Thor offen halten, andere den Schiffen freie Einfuhr in die Stadt verschaffen. — Aber der Plan der Verschwornen, so wollte es die höhere Fügung, sollte vereitelt werden. — Auch der Graf von Toggenburg war nach Zürich gekommen, und hielt sich bei einem mitverschwornen Bürger auf. Je mehr die entscheidende Stunde heran nahte, desto banger wurde es dem Grafen um das Herz, er theilte seine Besorgnisse seinem Wirth mit, und wünschte nichts sehnlicher, als wieder aus der Stadt zu kommen. Der Wirth fand einen Schiffer, Bachs genannt, der sich zur Ueberfahrt bereitwillig fand, und den Grafen mit zwei Edel-

Leuten (andere sagen mit seinem Knechte und dem Wirth,) die Limmat hinabführte. Der Graf und die Seinen hatten ihre Harnische angezogen, und ihr Bestes, Silbergeschirre und Kleinodien mitgenommen. Unterwegs äusserten die Reisenden die Absicht, den Schiffer umzubringen, auch mochten ihnen einige Worte über das nächtliche Vorhaben entfallen seyn; der Schiffer hatte einiges erlauscht, und schnell war sein Plan gefaßt. An der Ecke des Ottenbachers Garten gab er dem Rachen einen Stoß, daß er umschlug. Bachs rettete sich durch Schwimmen an das Land, während die Schwerbepanzerten sanken und in der Tiefe den Tod fanden. Bachs eilte nach Hause, er wohnte in der kleinen Stadt, und erzählte seinen Nachbarn seine Besorgniß, daß eine Verätherei über der Stadt walte; zugleich bat er sie auch gerüthet und wachsam zu seyn. Seine Erzählung erregte Aufmerksamkeit und so war in der kleinen Stadt eine beträchtliche Anzahl Bürger auf alle Fälle mit Wehr und Waffen bereit.

Die Geschichte heut mehrere Beispiele dar, daß wichtige Unternehmungen und Pläne durch geringfügige und unbedeutend scheinende Umstände

scheiterten. Gänsegeschnatter rettete einst Rom's
Kapitol und ein Beckerjunge rettete jetzt die Ver-
fassung von Zürich.

Eine große Anzahl der Verschwornen hatte
sich in einem Wirthshause zum Straußen, nicht
weit vom Spital, im Niederdorf, einer Strasse
in der großen Stadt, um Mitternacht versam-
melt; der Wirth gehörte selbst zu ihrer Partei
und war von allem genau unterrichtet. Da die
Verschwornen sich für ganz allein und ohne alle
fremde Zeugen hielten, so sprachen sie ungeschent
über ihr Vorhaben; nemlich mit dem Glocken-
schlage Eins das Rathhaus zu überfallen, sich in
die Strassen zu vertheilen und die zu Hülfe eilen-
den Bürger aufzufangen und niederzuschlagen,
der Bürgermeister und seine Mitschuldigen soll-
ten auf dem Rathhause enthauptet werden. —
Zugleich theilten sie das Feldgeschrei oder Loo-
sungswort (Parole) unter sich aus, dieß hieß:
Petermann, oder nach anderen: Ich heiße
Petermann. So harrten sie nun auf den
Seigerschlag der entscheidenden Würgerstunde.

Aber hinter dem Ofen auf einer Bank lag
unbeobachtet von allen, oder für einen der ihri-

gen gehalten, ein Beckerjunge, der Eckenwiser genannt; er stellte sich schlafend, verlor aber, von allem was sie sprachen, keine Sylbe, sondern wartete nur auf eine Gelegenheit, sich unbemerkt aus der Stube zu schleichen. Diese fand sich; der Knabe sprang in den durch einen Theil der Stadt fließenden Wolfbach und lief dann hinauf bis zu dem Hause St. Peter genannt, in welchem damals der Bürgermeister Brun wohnte. Eilend stürzte er in das Zimmer des Bürgermeisters und entdeckte ihm, was er gehört hatte. — Nach andern Angaben eilte der Knabe aus dem Wirthshause zu seinem Meister, der sodann zum Bürgermeister geeilt sey und den Jungen fortgeschickt habe, die Nachbarschaft, die schon im tiefsten Schläfe lag, zu wecken.

Brun zog schnell seinen Harnisch an und eilte baarfuß nach dem Rathhause. Ein schöner Zug von Dicnerentreue und Vaterlandsliebe zeigte sich ihm, als er sein Haus verließ. Schon stand er in der Thüre um fortzueilen, als sein Diener zu ihm sagte: „Herr, gebet mir euren Rock und leget Ihr meinen an, denn man mehr auf Euch als auf mich eilen wird, so möget ihr desto besser

fortkommen; werd' ich dann gleichwohl erschlagen, will ich gern leiden, was Gott mir auflegt von Euer und gemeiner Stadt wegen." — Brun verachtet den guten Rath des Dieners nicht, zieht den Rock an und läßt den Diener vorangehen. Auf einem Nebenwege kommen sie zum Rathhause; schon wimmelt der Platz von Verschwornen, die auf die Ankommenden losstürmten. Ich heiße Petermann, sprach Brun und eilte dadurch den Schwerdtern; er ereilte das Rathhaus, schlug die Thüre hinter sich zu, schob den großen Kiegel vor, eilte auf das Dach und rief Mord! Verrath! — Der treue Knecht im Gewande des Bürgermeisters wurde auf der Strasse in Stücken gehauen. Indessen hatten Bruns Gattin, Kinder und übriges Gesinde Lärm in der Nachbarschaft gemacht; ein Haufe Verschworner, die den Bürgermeister noch zu Hause wädhnten, eilten nach seiner Wohnung, ihn zu erwürgen; aber Brun hatte vermittelst des Wortzeichens einen Knecht bis zum großen Münster gebracht, wo sogleich die Sturmglocke angezogen wurde. So wie sie erkönte rief Brun vom Rathhause herab: Die Stadt sey verrathen, Menehelnörder seyen in ihren Mauern, aber die

treuen Bürger sollten nicht muthlos werden, sie
 sollten die obere Brücke abwerfen und auf die un-
 tere zum Rathhause vordringen. — Auch die
 Eborherren vom großen Münster, die eben ihre
 Frühmette hielten, eilten herbei den Bürgern zu
 Hülfe und kämpften muthig und kühn. Schnell
 strömten die Bürger der kleinern Stadt, die
 kurz vorher durch Bachs den Schiffer geweckt
 worden waren, meist den Harnisch und Panzer
 über dem blossen Hemde, ihrem Bürgermeister
 zu Hülfe. Dieser verließ sogleich das Rathhaus
 und zog an ihrer Spitze in der pechschwarzen
 Nacht den Feinden entgegen. Der Hause Ver-
 schworner, der den Bürgermeister zu Hause ge-
 sucht hatte, strömte die Marktgasse herab gegen
 das Rathhaus, wo die Bürger der kleinen Stadt
 schon versammelt waren. Es kam zum Handge-
 menge; die Bürger der obern Stadt erschienen
 nun ebenfalls dem Bürgermeister zur Hülfe.
 Zwar waren die Verschwornen, als vorbereitet
 zum Morden, trefflich mit Wehr und Waffen ge-
 rüstet, und die Bürger größtentheils wegen der
 Eile nicht so gut mit Waffen versehen; allein die
 Letztern griffen herzhast an, Brun selbst kämpfte
 wie ein Löwe und ermahnnte zur Tapferkeit; bald

waren Lichter genug herbeigeschafft um Freund und Feind unterscheiden zu können; die Weiber warfen aus den Häusern Steine, Töpfe, Siegel und was ihnen eben in die Hände kam, auf die Feinde herab; die Verschwornen mußten weichen und wurden die Marktgasse hinauf getrieben. Die Fleischer hatten sich bei dieser Gelegenheit vorzüglich ausgezeichnet. Sie waren in ihrem Schlachthause anfangs versammelt und hielten sich stille, als sie aber das Handgemenge sahen, fielen sie mit ihren Schlachtbeilen den Feinden in die Seite und trugen vorzüglich viel zum Siege bei, weswegen ihnen hernach erlaubt wurde zum Andenken ihrer tapfern That einen jährlichen Umzug am Matthiastage, unter vorgetragener Fahne, in der Stadt zu halten. — Ein Theil der flüchtigen Verschwornen lief in das Wasser und rettete sich durch Schwimmen, viele fanden den Tod in den Wellen. Andre stürzten über die Mauern in den Stadtgraben, andere verkrochen sich in die Häuser und andere Orte, aber bald geschahen ernstliche Haussuchungen und wen man fand, der ward erstochen oder gefangen. Der Wirth zum Straussen in Niederdorf wurde vor seinem eigenen Hause in Stücken gehauen.

Zwar hatte der Graf von Habsburg seine Leute zu einer bestimmten Zeit einzutreffen befehligt, auch kamen 8 Schiffe von Mapperschwyl auf dem See und eine beträchtliche Anzahl Reuter zu Lande vor die Stadt. Allein da weder das Landthor noch das Wasserthor sich öffnen wollte und das fürchterliche Getöse aus der Stadt und Angstgeschrei von den über die Stadtmauer Stürzenden erscholl, auch die Sage gieng, daß Johann von Habsburg gefangen genommen worden sey, da eilten sie traurig wieder von dannen. — Das Gerücht hatte nicht falsch gesprochen; Johann von Habsburg gerieth wirklich im Stadtgraben, durch den er sich retten wollte, mit Ulrich von Bonstetten und mehreren andern in die Gefangenschaft der Züricher Bürger. — Ulrich von Mazingen, Beringer von Hohen-Landenberg, fünf ehemalige Rathsherren, und noch viele andere blieben todt auf dem Platze. Sie lagen bis auf den dritten Tag vor dem Rathhause in der Marktgasse und den andern Plätzen; Pferde und Wagen fuhren über die Leichname hin. Von Bruns Partei wurden nur zehn getödtet.

So hatte nun Herr Bürgermeister Brun mit seinen treuen Bürgern obgesiegt, aber fürchtbar

in der That, mit
in Verhören, weil
nicht sicher, sondern
von sehr vortheil
selbst gerichtet; ach
kennnte erdauere
in eingerichteten
in Strafe liegen,
und lären mußte.

in Habsburg in
ein auf den Welle
nicht in der Rim
einmal gebraucht
in höchstens Gefähr
nach im folgenden
in die achtzigjährige
Stamm, Alt zu 6
eine Hühner, Weib
in sich, gegen eine
in Hühner wieder in
in Habsburg blieb
in die Hingewandheit, z
in die Hühner Scherz de
Hühner, bei nach in

grausam war die Härte, mit welcher er die gefangenen Verschwornen, welche nicht bald an ihren Wunden starben, behandeln ließ. Neunzehn wurden zum Rade verurtheilt und vor ihren eigenen Häusern gerädert; achtzehn andre wurden auf dem Fischmarkte enthauptet; auch die Leichname dieser Hingerichteten blieben drei Tage lang auf der Strasse liegen, daß man über sie hinarbeiten und fahren mußte. —

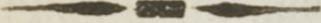
Johann von Habsburg und Ulrich von Bonstetten wurden auf den Wellenberg, einem Thurme, der mitten in der Limmat steht und als Kriminalgefängniß gebraucht wird, gebracht, und jeder in ein besonderes Gefängniß gelegt. Bonstetten wurde im folgenden Jahre auf Verweidung seiner fast achtzigjährigen Mutter, seines Bruders Hermanns, Abt zu St. Gallen und seiner Schwester Elisabeth, Aebtisin zum Frauenmünster in Zürich, gegen eine Loßkauffsumme und geschworne Urfehde wieder in Freiheit gesetzt. Johann von Habsburg blieb bis in das dritte Jahr in der Gefangenschaft, und dichtete, denn er war ein lieblicher Sänger der damaligen Zeit, auf Wellenberg, das noch in den Sammlungen

der Gedichte der Minnesänger bekannte Lied:
Ich weiß ein blaues Blümelein.

Sobald das größte Getümmel in der Stadt gestillt war, erschien Bachs, der Schiffer, vor dem Rathe mit der Erklärung, er wüßte drei Fische in einer Neusse zu haben, die er gerne dem Rathe ausliefern wollte, wenn man ihm nur die Schuppen überliesse. Er erzählte darauf seinen Vorfall mit dem Grafen von Toggenburg und wie er zuerst die Bürger der kleinen Stadt gewarnt habe. Man bewilligte ihm dankbar sein Gesuch; worauf die drei Ertrunkenen aus dem Wasser gezogen und dann am Ufer beerdigt wurden. Eine Kapelle wurde auf ihrem Grabe erbaut. — Bachs erhielt was sie an und bei sich hatten.



Wohlthun trägt Zinsen.



I.

Seyd nicht ungehalten, lieber Leser, liebe Leserin, daß ich in die niedrigen Hütten der Ar-
muth euch einführe, um die alte Wahrheit:
Wohlthun trägt Zinsen euch durch ein neues
Beispiel zu beurfunden. Ich weiß es freilich
nur gar zu gut, daß sehr viele den Sinn des
Sprüchworts, so buchstäblich als möglich deu-
ten, und nicht eher Hand oder Fuß für andere
regen, als bis sie den baaren Gewinn vor Au-
gen sehen; aber mit solchen Barmherzigkeitmäch-
lern will ich ein- für allemal gesagt, jekt nichts
zu thun haben. An euch wende ich mich, ihr
guten gefühlvollen Seelen, bei welchen die Thrä-
ne im mitleidvollen Auge bei dem Anblicke des
Elen des der Vorbote schleuniger herzlicher Hülf-
leistung ist, die ihr rücksichtlos gebet, und im
Bewußtseyn geholfen zu haben, den reichsten

Lohn findet. Ihr, die ihr freundlich dem freudenlosen Sohne des Jammers entgegen eilet, der abgezehrt vom Hunger, verstoßen vom Schicksale, ausgezogen vom Mangel sich naht, und Del des Trostes und Wein der Freude in sein wundtes Herz gießet; auch die ihr Freude findet an eures gleichen, will ich jetzt meinen ehrlichen Schuhlicker und sein gutes Weib vorsehen. Euch wird ihr ärmliches Gewand kein Anstoß seyn, denn ihr wißt, daß oft unter Fries und Zwillich ein edleres, für Mitgefühl höher klopfendes Herz wohne, als unter Bändern und Sternen; ihr werdet mir willig folgen in die niedrige Hütte, denn ihr seyd mit mir überzeugt, daß Tugend und Seelenfriede öfter in Hütten, als in Pallästen zu finden sind. Wohl- an denn, gebt mir die Hand, wir gehen zu Dorfe nach Breitenfeld, zum ehrlichen Martin Spange.

Seht ihr ihn hier vor seinem armseligen Hüttchen bei seiner Arbeit sitzen, dem stattlichen großen Wirthshause gegenüber, wo der dicke Wirth polternd und scheltend einen armen Jungen fortzankt, dessen Mutter schwach und ent-

kräftet auf den Stufen, die zum Hause führen, sitzt? — Ihr sollt ihn gleich näher kennen lernen, und dem braven Manne recht herzlich die Hand drücken. —

Marie M**, die Tochter wohlhabender Eltern, war ihrem Manne in den Krieg, wohin sein Stand ihn rief, mit ihrem noch sehr jungen Sohne nachgefolgt. Das Schicksal hatte harte Schläge über sie beschlossen. Wohl hundert Meilen von ihrer Heimath entfernt, hatte sie das Unglück, daß ihr Gatte mit Tausenden seiner Gefährten dem Kriege zum blutigen Opfer im Schlachtgetümmel fiel. — So lange ihr Mann lebte, hatte Marie nie Mangel gelitten, seine Säge und ihr eigenes Vermögen hatten sie gegen Nahrungsorgen geschützt. Aber nach seinem unglücklichen Tode gerieth sie mit ihrem einzigen Sohne Wilhelm in die traurigste Lage. Ihr Vermögen war aufgezehrt, denn ihr Mann war ein leidenschaftlicher Spieler gewesen, und hatte nur durch Borgen und manchmalige Gewinne ihr die traurige Lage seiner Vermögensumstände zu verbergen gewußt. Jetzt war sie am Bettelstabe; das Wenige, was sie von

Schmuck und andern Gegenständen von Werth besaß, wurde einigen heftig drängenden Gläubigern zu Theile, und die unglückliche Wittve mußte arm und von allem entblößt die Arme verlassen. Wohin sollte sie mit ihrem hülflosen Waisen sich wenden? Ihre Eltern waren längst todt, Geschwister hatte sie nicht, und von der Hartherzigkeit ihrer Verwandten konnte sie wenig oder nichts erwarten. Doch hoffte sie in ihrem Vaterlande noch am ersten Unterstützung zu finden; sie beschloß sich dem Landesherrn zu Füßen zu werfen, und von seiner allbekannten Milde einen Gnadengehalt, auf den sie freilich keine gegründeten Ansprüche machen konnte, zu erstehen. Mit diesem Entschlusse, auf Gott und gute Menschen vertrauend, nahm sie an die eine Hand ihren Knaben, in die andre den Wanderstab, und trat den langen mühevollen Weg ins Vaterland an. Nur langsam kam sie weiter, sie war in ihrer Jugend nicht an solche Beschwerden gewöhnt worden; bald waren ihre Füße wund, die Anstrengung erschöpfte ihre Kräfte, das elende Lager auf Stroh oder auf der bloßen Erde, die verschiedenen Nahrungsmittel, meist nur trockenes Brod, erschütterten ihre

Gesundheit, und noch hatte sie nicht den dritten Theil der Reise zurückgelegt, als sie sich fast ganz auffer Stand fühlte, den Weg weiter fortzusetzen. Gutmüthig pilgerte der kleine Wilhelm neben ihr her, freundlich küßte er ihre Hände, streichelte ihr die Wangen und trocknete ihr die Thränen vom Gesichte, wenn sie ermüdet unter einem Baume niedersank; er fühlte den Druck des Unglücks nicht so sehr, sein Körper gewöhnte sich leichter an die Beschwerden, und von der drückenden Gegenwart schwang sich seine jugendliche Phantasie in die Feengefilde einer lachenden Zukunft. Heiter und unbefangen zog er, einen kleinen Tornister auf dem Rücken, worin sich nichts als etwas Linnenzeug befand, woran der Zahn der Zeit seine Rechte schon mächtig gezeigt hatte, seine Strasse weiter; die Unschuld, das bescheidene Bitten des Kleinen und die unbefangene Erzählung seines Unglücks hatten ihm oft Freunde gewonnen, und seiner Mutter milde Gaben verschafft; mehreremal hatte man den freundlichen gutmüthigen Knaben zurückbehalten und an Kindesstatt annehmen wollen; aber der gute Wilhelm sagte jedesmal: Was sollte dann aus meiner guten Mutter wer-

den? nein lieber sterben als sie verlassen! Dann klammerte er sich fest an seine Mutter an, die ihn mit heisser Liebe an ihre Brust drückte und mit ihren Zähren benetzte.

Kurz vor dem Dorfe, wo der ehrliche Martin Spange wohnte, sank Marie entkräftet auf den Rasen nieder; sie vermochte sich nicht mehr aufrecht zu halten, ein Fieberfrost schütterte durch ihre Glieder, dann schloß sich ihr Auge, und es schien sich auf immer zu schließen, denn lange lag sie in einer todesähnlichen Ohnmacht da. Der arme Wilhelm weinte laut und rief um Hülfe, aber seine Stimme drang nicht bis an das nahe Dorf, und von den Feldern hatte die Abendglocke schon alle Arbeiter zurückgerufen. Endlich schlug die arme Mutter die Augen wieder auf, und verlangte nach Wasser. Wilhelm eilte zu einem nahen durch Erlen sich hinschlängelnden Bach, und labte die Mutter, die mühsam sich aufraffte, und auf ihren Sohn und ihren Wanderstab gestützt bis in das nächste Dorf sich langsam fortzuschleppte. Vor einem von Wohlstand des Bewohners zeugenden Wirthshause setzte die ermüdete Kranke sich nieder, und der

Kleine eilt in das Haus, um die Bewohner um Labung und Pflege anzusehen. Er begegnet dem wohlbeleibten Hausherrn, und schildert ihm mit kindlicher Unbefangenheit, mit herzzührender Einfalt die Noth seiner Mutter.

Hilf lieber Himmel, wie donnert der Mundbauch den armen Kleinen an, den die dringende Noth kühn macht: er umklammert die Kniee des Mannes, aber die Unbarmherzigkeit hat eine Eistrinde um sein Herz gezogen. Er schleudert den armen Kleinen von sich, und stößt ihn mit Scheltworten und Schlägen zum Hause hinaus. Auch die Luft vor seinem Hause will er der armen Kranken nicht gönnen, ergrimmt mit geballter Faust will er auf sie zu, und befehlt ihr ungesäumt sich zum Dorfe hinauszupacken. Die Kranke vermag nicht sich aufzurichten, der Wütherich hält ihre Schwäche für Troß, und ruft seinem gewaltigen Hekhunde herbei, um seinen Drohungen Nachdruck zu geben.

Ohne auf das zu achten, was gegenüber vor-
gieng, hatte Martin vor der Thüre seines Hütt-

chens, um noch die letzten Stralen des Tages auszunützen, emsig fortgearbeitet, als er durch das Schelten seines Nachbarn und das Hundegewell aufmerksam gemacht wurde. Es bedurfte nur eines einzigen Blickes, und die ganze Sache war ihm klar und deutlich. In seiner Brust schlug ein mitleidvolles Herz; mit dem Anblicke der Elenden war auch der Entschluß zur Hülfe gefaßt. Ja! es giebt noch barmherzige Samariter, wenn auch Priester und Leviten kalt und ungerührt vorübergehen. Und, die Hand aufs Herz, wahre Wohlthätigkeit, ächte Theilnahme mit dem Unglücklichen wird häufiger in Hütten, als in den Pallästen gefunden. Wie mancher Reiche geht kalt mit einem Helf' euch Gott an dem Nothleidenden vorüber, und vergißt, daß Gott dem Menschen durch Menschen geholfen wissen will, und dem Unglücklichen durch seine Noth einen offenen Wechsel an die Menschlichkeit ausstellte, den nur der Gefühlslose nicht anerkennt. Wie mancher andre glaubt alles gethan zu haben, wenn er kaltblütig in die Tasche griff, und dem Armen einen Groschen zuwarf. — Ueberdies ist Wohlthun für den Reichen eine leichte Tugend, wer viel hat, kann

auch viel geben, wenn nur leider, der viel hat, nicht immer noch mehr haben wollte! — Darum ist Barmherzigkeit seltener bei den Reichen. Aber wer es selbst fühlte, was Hunger und Blöße sey, wer selbst verlassen auf dem Krankenbette schmachtete, bis eine wohlthätige Hand seinen Hunger stillte, seine Blöße bedeckte, und auf dem Schmerzenslager ihn erblickte, der hat ein offenes Herz für Menschlichkeit, der bricht dem Hungrigen willig sein Brod, und führt die, so im Elend sind, gerne in sein Haus. Und diese Barmherzigkeit hat großen Werth, sie giebt mit gutem Herzen von ihrem wenigen.

So handelte Martin; er beschloß sich der Unglücklichen anzunehmen. Seine Martha hatte durch das Fenster den Auftritt mit angesehen, auch ihr Herz schlug für die Armen. Eilend suchte sie, die Ueberbleibsel des ärmlichen Mittagmahles zusammen, um sie der Kranken zu bringen. Sie verkündet ihrem Manne ihren Vorsatz, und der mitleidige Martin vermehrte die Gabe durch sein eigenes Abendbrod; sich selbst darfte er ab, um der Unglücklichen helfen zu können.

Martins Vorstellungen brachten endlich den hartherzigen Nachbar zum Schweigen; brunnend gieng er mit seinem knurrenden Gefährten in sein Haus und schlug die Thüre heftig hinter sich zu. Wo sollte sich nun ein Obdach für die arme Kranke finden? Der Wirth hatte seine Thüre verschlossen; auch hatte die grausame Mißhandlung Marien so sehr angegriffen, daß es beinahe unmöglich war, sie bis in das am andern Ende des großen Dorfes stehende Haus des Hirten zu bringen; der arme Wanderer auf Kosten der Gemeine verpflegen muß. Martin und sein gutes Weib entschlossen sich daher kurz, der Unglücklichen und ihrem Knaben fürs erste in ihrer eigenen Hütte eine Freistätte zu geben. Sie führten Marien unter den Armen hinein, und traten ihr gutmüthig ihr eigenes Bette ab; dann nahm Martin den Knaben mit in ein Kämmerlein, bereitete sich ein Lager von Stroh, und entschlief mit dem erquickenden Bewußtseyn eine gute That geübt zu haben! Sein gutes Weib machte sich ein Lager auf den Boden des Stübchens und blieb bei der kranken Marie zurück.

Neuere
 ist menschlich
 einem Weibe
 möchte es
 er Kranken
 in. Journal
 litten gegang
 ig gehen, da
 er ander
 in seiner Hü
 eilanzmitt
 in bei diesen
 rüber, denn
 schung. Mart
 is, was er erhalt
 e über Dofter,
 über er über
 es mögliche
 hat ging Mart
 in der Dofter hat
 es häufig

II.

Mehrere Tage schon lag Marie in dem Hause des menschenfreundlichen Schuhlickers, der mit seinem Weibe alles, was seine eignen dürftigen Umstände erlaubten, mit Freuden aufbot, um der Kranken Linderung und Hülfe zu verschaffen. Zweimal schon war er in das nahegelegene Städtchen gegangen, und hatte den dortigen Arzt gebeten, da ihn seine Reisen in der Gegend umher oft durch das Dorf führten, einmal an seiner Hütte anzuhalten, und der kranken Soldatenwittwe hülfreiche Hand zu leisten; allein bei diesem Sohne Galens war guter Rath sehr theuer, denn er ertheilte ihn nur für baare Bezahlung. Martin wurde abgewiesen, und alles, was er erhalten konnte, war ein Recept, das ihm der Doktor, für die Kranke vorschrieb, nachdem er ihn über ihre Krankheitsumstände etwas ausgefragt hatte. Mit dem Zettel in der Hand gieng Martin zum Apotheker, und siehe da, der Doktor hatte eine Arznei verordnet, die sehr kräftig seyn mußte, denn sie kostete

sehr viel; der Apotheker verlangte nicht weniger als einen Gulden. Martin machte große Augen, denn nach Gulden pflegte er selten zu rechnen. Er schilderte dem Apotheker seine Lage, und erzählte ihm, für wen die Arznei eigentlich gehöre; und siehe da, der gute Mann wollte sich von dem Schubflicker nicht übertreffen lassen, und schenkte ihm nicht nur die Arznei, sondern er gab ihm noch andere Erquickungen für seine Kranke mit auf den Weg, und ertheilte ihm die Erlaubniß, sich öfter an ihn wenden zu dürfen. Auch der Pfarrer des Dorfes, ein menschenfreundlicher, wohlwollender Mann, dessen Vermögensumstände nur zu beschränkt für die Neigung seines Herzens waren, erwies der kranken Marie manche Wohlthat und besuchte sie oft um ihr Trost und Muth einzusprechen.

Der Zuwachs von 2 Personen in dem Hüttchen des ehrlichen Martins veranlaßte freilich manche größere Ausgabe als vorher. Er mußte daher seine Arbeitsamkeit um so mehr verdoppeln, da seine Martha, die bisher am Rocken täglich so manchen Groschen verdient hatte, jetzt

durch die Pflege der kranken Wittwe an diesem Erwerbe verhindert wurde. Dieß minderte aber die Hülfsbegierde des braven Schuhstücker's nicht. Da in seiner Nähe keine Verpflegungsanstalten für kranke Fremdlinge waren, und Marie viel zu schwach und entkräftet war, um fortgebracht werden zu können, so wollte er dennoch die Unglückliche nicht aus seinem Hause lassen, da die weitere Reise ihr jetzt gewiß den Tod herbeigeführt haben würde; sondern er verdoppelte lieber seine Thätigkeit, und nahm, wenn der Tag nicht zureichen wollte, die Nacht zur Arbeit zu Hülfe. — So sehen wir ihn noch spät in der Nacht, während alle Lichter im ganzen Dorfe schon ausgelöscht sind, beim Schimmer der Thranlampe mit seiner Arbeit beschäftigt; Heiterkeit und guter Muth liegt auf seinem Gesichte, denn er arbeitet mit Lust und Liebe, er arbeitet länger, um die schöne Pflicht der Wohlthätigkeit leichter ausüben zu können.

Er scheint eben im Gespräche mit dem Knaben begriffen, der ihm zur Seite am Arbeitstische sitzt. Auch an dem armen Wilhelm wollte Martin thun, so viel er konnte. Ueberzeugt,

daß Mäßiggang aller Laster Anfang sey, und daß jedes Handwerk, wenn auch nicht immer einen goldenen Boden, doch wenigstens den Vortheil habe, daß man sich sein ehrliches, wenn auch nothdürftiges Auskommen damit erwerben könne; sieng er an dem Kleinen sein Gewerbe zu lehren, und wurde auch dadurch zum Wohlthäter an ihm. Mit herzlicher Gutmüthigkeit und inniger Liebe hieng Wilhelm an seinem Pflegevater; aufmerksam hörte er auf seine Lehren, auf den Unterricht, den ihm Martin neben der Arbeit ertheilte; und während seine Hände sich Fertigkeit im Gewerbe erwarben, wurde sein Kopf und sein Herz mit mancher Belehrung, manchem Grundsatz schlichter Lebensweisheit, und mit reiner Liebe für Gott und für das Gute erfüllt. — Eine solche Lehrstunde hält jetzt Martin mit dem kleinen Wilhelm, während die Hausfrau, von dem wohlthätigen Sinn ihres Gatten beseelt, der Kranken Marie freundlich Arznei bictet.

Schon schien es, als ob die wohlwollenden Bemühungen des Guten Paares belohnt werden sollten; denn sie verlangten keinen größern Lohn,

als die Wiederherstellung ihrer Kranken. Allmählich erhobte sich Marie, ihre Kräfte schienen wiederzukehren und schon konnte sie bisweilen das Bette verlassen. Allein mit einemmale kam ein heftiger Rückfall und Marie starb wenige Tage darauf in den Armen ihrer Wohlthäter. Der kleine Wilhelm zerfloß in Thränen am Sterbelager seiner Mutter; und als sie hingetragen war zur stillen Ruhestätte, wo eine Handvoll Erde am sichersten gegen die Leiden des Lebens schirmt, da brach das arme Herz des Kleinen, ohnmächtig lag er auf dem Grabe da, und mußte nach Hause getragen werden.

Martin und seine Gattin hatten den folgamen Knaben sehr liebgewonnen. Der Entschluß ihn bei sich zu behalten, ihn wie ihr eignes Kind zu erziehen und ihm, wenn das Schicksal nicht besser für ihn sorgen würde, einmal ihr eignes Hüttchen zu hinterlassen, war bald gefaßt, und Wilhelm fand in den Beiden herzlich gute Eltern, die ihn mit der redlichsten Sorgfalt erzogen, und mit der treuesten Liebe behandelten. — O wie viele Thränen Unschuldigleidender würden weniger fließen, wie manches arme verlassene

Kind, das vom Glende in die Arme des Lasters stürzt, würde zum nützlichen Gliede der menschlichen Gesellschaft gebildet werden, wenn alle Reichen so menschenfreundlich denken und handeln wollten, wie unser armes Schuhlickerpaar! —

III.

Unser Wilhelm wuchs bei seinen guten Pflegeltern gesund und hoffnungsvoll heran; seine Folgsamkeit, sein Fleiß machte dem braven Martin die herzlichste Freude, und die dankbare Liebe, mit der er an Marthen hieng, gewannen ihm ihre vollste Zuneigung. Nur das Schuhlickerhandwerk wollte dem Knaben, der jetzt sein vierzehntes Jahr erreicht hatte, je länger je weniger behagen, in seinen Adern floß ein viel zu lebhaftes Blut, als daß er an dem beständigen Stillstehen hätte Gefallen finden können. Martin Spange hatte dieß freilich wohl bemerkt, und wenn seine Marthe bisweilen über die Unruhe, mit der der Knabe auf seinem Arbeitsstuhle umher rutschte, schmälen wollte, sagte er gutmüthig

zu ihr: Laß gut seyn, Mutter, wer weiß zu was der Junge noch bestimmt ist; er hat Soldatenblut, das fließt nun nicht so ruhig, wie bei unser einem. Und wenn der Knabe Lust zum Stande seines Vaters hat, in Gottes Namen, besser er geht freiwillig und mit Lust dazu, als wenn er erst gezwungen werden muß.

Wilhelm hörte diese Aeußerung seines Pflegvaters mit tausend Freuden. Ihm, der die ersten Lebensjahre im Felde zugebracht hatte, war das kleine Hüttchen zu enge und das Gewerbe des Pflegevaters viel zu ruhig. Soldat zu werden war sein fester Entschluß und im Grunde auch sein einziger Ausweg. Kein anderer Meister wollte den heimathlosen Jungen in die Lehre nehmen, und überhaupt hatte er selbst zu keinem bürgerlichen Gewerbe Lust und Neigung. Sein Vater hatte sich vom Gemeinen bis zum Hauptmann geschwungen, und das, meinte der hoffnungsvolle Knabe, würde für ihn gleichfalls ein Leichtes seyn. Wer baute nicht in Wilhelms Jahren ähnliche Feenschlösser, und sah die Zukunft nur im Rosenlichte der Freude? Beim Uebertritte des Knaben zum Jünglinge treibt die

Hofnung die schönsten Blüthen, und das noch nicht an Täuschung und Fehlschlagen gewöhnte Herz überläßt sich so gerne den lieblichen Träumen einer heitern Zukunft. Gebürge von Hindernissen überschreitet die jugendliche Phantasie wie Maulwurfshügel und überall betrachtet sie sich als das Schooskind des Glückes, dessen Launen ihr noch unbekannt sind. —

So träumte sich auch Wilhelm eine heitere Zukunft im Soldatenstande, und Martin und seine Gattin lächelten oft über die Luftschlösser, die der Knabe aufbaute. Er trat nun in sein siebzehntes Jahr und war schlank und kraftvoll wie eine junge Eiche herangewachsen. Gesundheitfülle röthete seine Wangen und Muth und Feuer bligte aus seinen Augen. Aengstlich harrete er dem Tage entgegen, wo sein Pflegevater ihm den Rath geben würde, sich bei einem Regimente einschreiben zu lassen; er selbst wollte nicht undankbar scheinen und von den redlichen Menschen, die ihm Elterntreue bewiesen hatten, ohne ihre Einwilligung und Erlaubniß weggehen. Ueberdies bedurfte ihn Martin jetzt mehr als je. Wilhelm hatte, so wenig eigentliche Lust er auch

zu dem Gewerbe seines Pflegevaters hatte, den-
noch brav und fleißig gearbeitet, und Martin,
dessen edle Handlung an der Witwe und ihrem
Knaben bekannter geworden war, hatte Arbeit
die Menge aus der umliegenden Gegend bekom-
men, so daß er Wilhelms fleißige Hände gar
wohl brauchen konnte. Auch mehrte sich in den
Jahren, da Wilhelm sein Gehülfe war, sein
Wohlstand sichtbar; er hatte sich eine Kuh ange-
schafft, und einen Nothpfennig von mehreren Tha-
lern erspart.

Jetzt glaubte Martin selbst den braven Pflege-
sohn nicht länger von dem Stande, zu dem ihn
seine Lieblingsneigung hinzog, abhalten zu dür-
fen; er that ihm daher den Vorschlag, den näch-
sten Sonntag mit ihm in das Städtchen, wo ein
Offizier auf Werbung lag, zu gehen, und ihn
dort einschreiben zu lassen. Wilhelms Herz schlug
hoch vor Freude bei diesem Vorschlage, sein Auge
glänzte feuriger und heftig umarmte er den gu-
ten Pflegevater, der nun seinen liebsten Wunsch
mit Erfüllung krönte. Marthe schmolte über die
große Freude des Jünglings; sie glaubte es nicht
um ihn verdient zu haben, daß er mit so großer

Bestigkeit sich hinaus aus ihrem Hütchen in die weite Welt sehnte. Aber als Wilhelm am Sonntagsmorgen schon früh gerüstet zum Abschiede in das Stübchen trat, da sah sie deutlich, wie fest sein Herz an seinen Pfügeltern hieng. Mit heißen Thränen des Dankes hieng er an dem Halse der guten Marthe, es ward ihm schwer, sich von ihr, die ihm soviel des Guten erzeigt, von dem stillen Hütchen, wo er soviel gelernt, so manche schuldlose Freude genossen hatte, loszureißen. Auch Marthens Herz hieng an dem Jünglinge, den sie mit Mutterliebe groß gezogen hatte. Endlich, um dem Abschiednehmen ein Ende zu machen, ergriff Martin den Jüngling bei der Hand und nahm ihn mit sich fort zur Thüre hinaus. Marthe sah ihnen weinend nach. Sie giengen am Kirchhofe vorüber. Wilhelm sah das Grab seiner Mutter, an der Kirchhofmauer; jeden Sonntag nach der Predigt war er hingegangen; auch heute wollte er dieß, vielleicht zum letztenmale, thun. Er gieng mit Martin zum Grabe, pflückte sich einige Blumen, die er um den Hügel gepflanzt hatte, und legte herzlich weinend in Martins Hände das Gelübde ab, stets ein guter Mensch zu bleiben. Ja mein

Martin: Wie
 ich mich zu
 dem die Hände
 in ein Gelübde.
 welche Pfügel,
 im Abschied genoss
 dem die Hand t
 in ein Ermunt
 ich, mein Sol
 dem der Heiligst
 hand die beiden
 den gegengien.
 er in kamen, de
 Abschied. Die
 in dieß und de
 giengen in das
 dem mit Freu
 in ein selbster fr
 er mit vorgefomm
 dem, es möchte e
 hat er ihm drei
 dieß. Scavolatio
 was entstand ein
 und seinen Pfü

Sohn, sagte Martin: Bleibe fromm und halte dich recht, solchen wird's zuletzt wohlgehen! Wilhelm schüttelte die Hände des guten Vaters und wiederholte sein Gelübde. Eben begegnete ihnen der wohlwollende Pfarrer, bei welchem Wilhelm schon gestern Abschied genommen hatte. Er küßte ihm noch einmal die Hand und versprach ihm alle seine Lehren und Ermunterungen zu befolgen. Gott segne dich, mein Sohn, sagte gerührt der würdige Lehrer der Religion und gieng in seine Kirche, während die beiden andern langsam auf das Städtchen zugiengen.

Je näher sie kamen, desto mehr minderte sich Wilhelms Betrübniß. Die Phantasie trat wieder in ihre Rechte und der Jüngling trat mit großen Hoffnungen in das Haus des Offiziers. Dieser vernahm mit Freuden des Jünglings Wunsch; so ein schlanker kraftvoller Bursche war ihm lange nicht vorgekommen. Eilend, als ob er befürchtete, es möchte ein anderer ihm zuvor kommen, bot er ihm dreyßig Thaler Handgeld und achtjährige Kapitulation. Wilhelm schlug ein und nun entstand ein edler Wettstreit zwischen ihm und seinem Pflegevater. Der dank-

bare Pflegesohn wollte durchaus, daß Martin das Geld annehmen und als einen geringen Ersatz für das Gute, das er an Wilhelm gethan hätte, behalten sollte; allein der ehrliche eigennutzlose Mann weigerte sich standhaft, doch mußte er endlich nachgeben und zwanzig Thaler von dem Handgelde annehmen; jedoch nahm er sie blos unter der Bedingung, daß er sie für Wilhelm aufbewahren wolle.

Wilhelm hatte nun seinen sehnlichsten Wunsch erreicht, er war Soldat. Nur eine schwere Stunde war noch zu überstehen; der Abschied von dem geliebten Pflegevater. Allein Martin wollte sich und Wilhelm das Herz nicht noch schwerer machen, sondern gieng, während letzterer von einem Unteroffiziere zum Messen weggeführt wurde, langsam nach seinem Dorfe zurück.

Bald wurde Wilhelm mit andern Rekruten zum Regimente abgeführt. Die Gelehrigkeit, mit der er alles, was den Dienst betraf, aufsaß, die Gewandtheit und Fertigkeit, mit der er alles that, was ihm oblag, und die Ordnungsliebe und Sittsamkeit, die er stets in seinem gan-

zem Betragen äußerte, gewannen ihm bald die Zuneigung seiner Vorgesetzten und die Liebe seiner Kameraden. Er wurde bei einem Grenadierkorps angestellt. Die größte Sehnsucht des braven Jünglings gieng nun dahin, bald eine Gelegenheit zu bekommen, sich auszeichnen und emporzuschwingen zu können. Der Friede, der damals das Vaterland beglückte, und der ruhige Aufenthalt in den Standquartieren war dem feurigen nach Thaten dürstenden Jünglinge zuwider, er verlangte nach Krieg; und kaum war Wilhelm anderthalb Jahre bei der Armee, so kam der Befehl, eilig in's Feld zu rücken.

Ein heftiger Krieg brach aus; siegreich drangen die Schaaren, mit welchen Wilhelm kämpfte, vorwärts und jagten den fliehenden Feind vor sich hin. Wo er es versuchte, eine feste Stellung zu nehmen, wurde er mit Verlust zurückgedrängt. Endlich machte der Feind den letzten Versuch sich in Breitenfeld und auf den Anhöhen umher, welche die weite Ebene bestrichen, zu halten. Allein kaum war das Dorf und die Zugänge desselben besetzt, kaum waren einige Kanonen auf die Höhen gebracht, als die muthigen

Verfolger heranzogen. Im Sturmmarſch erſtiegen ſie mit dem Bajonette die Anhöhen, bemächtigten ſich des Geſchüzes und lehrten es gegen den Feind. Eine andre Kolonne ſtürzte ſich auf das Dorf, und ſchlug den Feind auf allen Seiten in die Flucht. — Breitenbach hatte ein ſehr unglückliches Schickſal. Einige ſeiner Bewohner hatten den nicht ganz ungegründeten Verdacht auf ſich geladen, dem Feinde Vorſchub geleistet zu haben. Kaum waren daher die Sieger Meiſter des Dorfes, als die Erlaubniß zu plündern ertheilt wurde. Die Soldaten, noch erhitzt von dem vorhergegangenen Treffen, ſtürzten wüthend in die Häuser und nahmen gierig alles was ſich nur fortbringen ließ. Vorzüglich hatte das ſtattliche Wirthshaus ihre Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, ſie erbrachen gewaltsam die verrammelten Thüren, zerſchlugen Kiſten und Schränke, ſchleppten fort, was ſich tragen ließ, und verdarben das Uebrige. Der Hausherr, der Anfangs ſich widerſehen wollte, wurde mit Gewalt zum Hauſe hinaus geſtoſſen; wir ſehen ihn kniend mit gerungenen Händen vor einem Grenadiere, der den bloſſen Degen über ihm ſchwingt, um ſein Leben ſtellen. Der Hund, der ſeines Herrn ſich

annehmen wollte, liegt schon durch einen Bajonettschlag getödtet an seiner Seite. Uebuliche Schreckensscenen zeigten sich auf allen Seiten des unglücklichen Dorfes.

Aber vor Martins Hüttchen ist alles ruhig. Angstvoll und zitternd hatte der redliche Schuhflicker mit seinem Weibe sich verkrochen, um wenigstens das Leben zu retten. Aber ihr Retter war nahe. Auch Wilhelm war einer der ersten Soldaten gewesen, die in das Dorf kamen, das für ihn in so mancher Beziehung so merkwürdig geworden war. Sein erster Gedanken waren seine geliebten Pflegeeltern. Das Herz des dankbaren Jünglings blutete bei dem Gedanken, das eine so furchtbare Scene das schöne Schauspiel des Wiedersehens eröffnen sollte; aber sein Entschluß ward bald gefaßt; auf sein dankbares Herz kann weder Gewinnsucht noch Rache einen Eindruck machen; in seiner Brust ist nur Erinnerung genoshener Wohlthaten und der heisse innige Wunsch zu vergüten und zu vergelten. Während seine Kameraden, von Aussichten auf eine reiche Beute gelockt, gemeinschaftlich auf das Wirthshaus zuführten, stellte er sich selbst als Sauvegarde vor

die Thüre des Schuhlickerhäuschens und wies standhaft jeden zurück, der einen Fuß in dasselbe setzen wollte.

So stand er lange, da kam sein Hauptmann auf ihn zu, klopfte ihm lächelnd auf die Schulter und sagte: „Was machst du hier? Willst du nicht auch die Gelegenheit benutzen, dir etwas für die Zukunft zu sammeln?“

„Hier, Herr Hauptmann, — erwiederte Wilhelm — in dieser Hütte wohnt mein zweiter Vater, hier auf dieser Bank habe ich arbeiten und manches Gute gelernt. Müßte nicht das letzte Fünkchen Ehre in meiner Brust erloschen seyn, wenn ich dieß jetzt vergessen könnte, und nicht alles, was meine Kräfte gestatten ausbieten wollte, um einen Theil der Zinsen für die empfangenen Wohlthaten abzutragen.“

Hatte der biedere Hauptmann Wilhelm schon vorher wegen seines Dienstefers und tadellosen Betragens geliebt, so verdoppelte sich jetzt seine Achtung für den guten Jüngling, dessen Gefühle die Greuel des Krieges nicht abgestumpft

hatten. Mit der herzlichsten Freude verließ er den Dankbaren und eilte zum Obersten, dem er Wilhelms Betragen mit der Lebhaftigkeit erzählte, mit der er selbst davon ergriffen war. Auch den Obersten rührte Wilhelms edler Sinn; der Jüngling hatte sich hier in einem Lichte gezeigt, das für sein künftiges Schicksal die glücklichsten Folgen haben wird; auch ihm wird seine Dankbarkeit Zinsen tragen.

Bald darauf wurde die Plünderung eingestellt; Wilhelms Kriegsgefährten erfuhren seine schöne Handlung, und da sie sahen, daß er bei der Beute leer ausgegangen war, so beschloffen sie einmüthig mit ihm zu theilen. Auf der Stelle wurde Geld, Uhren, Linnenzeug und dergleichen zusammengeschoffen und dem braven Kameraden überlassen.

Alein Wilhelms Herz hatte dringendere Bedürfnisse; er wollte die wenigen Augenblicke, die er noch hier seyn konnte, mit seinen Wohlthättern zubringen, sie wollte er sprechen und sein dankbares Herz ihnen zeigen. Sobald daher die Gefahr vorüber war, klopfte er an die Thüre

der Hütte; aber die Furchtsamen wagten es nicht zu antworten. Wilhelm pochte heftiger, und Martin und seine Gattin zitterten noch mehr und verkrochen sich noch tiefer in das Stroh. Endlich rief er laut: Macht nur auf, es ist alles sicher.

Welche Stimme! sagte Martin freudig erschrocken zu seinem Weibe.

Du lieber Himmel — erwiederte sie — wenn nicht alles täuscht, so ist es Wilhelm.

Wilhelm pochte und rief noch einmal. Ja, ja! er ist's, riefen beide und eilten aus ihrem Schlupfwinkel hervor.

Marthe öffnete die Thüre und Wilhelm lag in ihren Armen.

Vater! Mutter! Wilhelm! riefen die festumschlungenen mit fröhlichem Jauchzen durcheinander. Es waren schöne, selige Minuten, die mehr empfunden als geschildert seyn wollen.

Schauder ergriff Martin und seine Gattin, als sie zum Fenster hinaus den Greuel der Verwüstung am Wirthshause und den andern Häusern sahen. Es war ihnen unbegreiflich, daß ihr Hüttchen so verschont geblieben und nicht einmal ein Stuhl von seiner Stelle gerückt war, bis Wilhelm ihnen Aufklärung darüber ertheilte und sie aufs neue mit dankvoller Nührung in seine Arme stürzten.

Siehst du Mutter, sagte Martin, und Thränen des Dankes glänzten in seinen leuchtenden zum Himmel gerichteten Augen: Wer sich des Dürftigen annimmt, den wird der Herr erretten zur bösen Zeit! — Hätten wir den armen Jungen damals eben so zum Hause hinausgestossen, wie der Nachbar da drüben, er würde es uns jetzt schön gedankt haben. Aber — so wunderbar sind Gottes Wege; jetzt wird der unser Retter, den wir nach unserm armen Vermögen einst zu retten suchten! —

Ja wohl, erwiederte Marthe weinend. Wer dem Armen giebt, der leihet's dem Herrn!

Nun traten Wilhelms Gefährten in's Zimmer und brachten ihm seinen Antheil an der Beute. Herzlich dankte er seinen Freunden, und sobald sich diese wieder entfernt hatten, bot der gute Jüngling, der durch den von seinen Pflegeeltern geleisteten Dienst seine Schuld noch lange nicht für bezahlt hielt, den ganzen Antheil der Beute dem ehrlichen Schuhflicker an. Dieser weigerte sich standhaft, so sehr Wilhelm, dessen Sureden Marthen schon etwas bereitwilliger gemacht hatte, in ihn drang, und ihn mit Bitten bestürmte.

Aber jetzt wirbelte die Trommel das Zeichen zum Abmarsche; noch eine herzliche Umarmung; dann eilte Wilhelm zur Thüre hinaus, und der Antheil an der Beute blieb in der Hütte des Schuhflickers zurück.

IV.

Schon hatte die Sonne sich hinter die Berge versenkt, und noch in der Dämmerung mußten die Krieger fort, um unter dem Fittigen der Nacht den Feind zu umgehen, und wo möglich, ganz einzuschließen. Müde von den Leiden und Freuden des Tages hatten Martin und seine Gattin ihr Lager aufgesucht; aber kaum warf die Sonne ihre ersten Strahlen über die Berggipfel, als Martha schon, und wer mag ihr diese Neugierde verdanken, da sie wohl noch nie so viele Sachen von Berth beisammen gesehen hatte, sich zu den zurückgelassenen Geschenken machte, und ein Stück um das andere nicht ohne Wohlgefallen besichtigte. Da war eine silberne Uhr, dort ein nicht unbedeutender Beutel mit harten Thalern, hier lagen Kleidungsstücke, dort Leinwand und Wollenzeug, die vielleicht die Sorgfalt der Hausmutter zur künftigen Aussteuer der Tochter bestimmt hatte. — Ja, wenn das so mit Recht unser wäre, sagte das gute Weib, und ein unwillkürlicher Seufzer entstieg ihrer Brust.

Also, du meinstest doch es wäre unser, nur nicht so mit Rechte? rief Martin ungehalten. Seine Stirne runzelte sich, sein Blick ruhte finster und ernst auf dem Gesichte seines Weibes, dessen Augen noch immer auf den schönen Sachen verweilte: „Unser wäre das Sündengut, das Blutgeld? Du meinstest, ich könnte nur einen Heller Berths davon in meinem Hause behalten? Unrecht Gut gedeiht nicht, und unter Martin Spange's Dach hat Gottlob heute zum ersten- und letztenmale welches übernachtet. Denn das muß alles wieder fort, und zwar je baldier je lieber! — Wie? Martin Spange sollte sich mit dem Raube seiner Nachbarn, seiner Gemeinglieder bereichern! sollte mit Fingern auf sich zeigen lassen, weil ihr geplündertes Gut ihn reich machte? — Nein, lieber wollt ich all unser Bißchen Habe mit dem Rücken ansehen und wieder von vorn anfangen zu arbeiten vom Morgen bis in die Nacht! Arm und ehrlich, das ist mein Sprüchwort!“

Nun, nun, sey nicht böse Martin, sagte Martha beschämt: mache, was du willst, mit den Sachen; Worte sind keine Pfeile, und was

du willst, will ich auch; — ich meinte ja nur so, wenn alles mit rechten Dingen zugienge. —

Und was hülfte uns denn alles das? Haben wir nicht alle Tage satt gegessen? Sind wir nicht geschützt gegen Frost und Nässe? Haben wir nicht einen kleinen Nothpfennig übrig? Was brauchen wir mehr? — Mein Mutter, gib dem Versucher nicht Raum; laß uns ehrlich bleiben, nur dann sind wir glücklich. — Komm Mutter, hilf mir das Sündengut aus dem Hause zu schaffen.

In Gottes Namen fort damit; ehrlich währt am längsten, erwiederte Martha; aber wo willst du denn hin damit?

Wohin? Auf den Pfarrhof; unser guter Herr Pfarrer, wird besser als ich, Mittel und Wege finden, die rechtmäßigen Eigenthümer ausfindig zu machen, und ihnen das Ihrige wieder zuzustellen. Ich behalte es nicht länger unter meinem Dache.

Gesagt, gethan; rüstig griffen beide nach Wilhelms zurückgelassener Beute, und giengen wohl-

beladen nach dem Pfarrhose. Marthe war durch ihres Mannes Neben so überzeugt worden, daß er ihr nicht eilig genug fortkommen konnte.

Auch auf dem Pfarrhose hatten die ungebetenen Gäste des vorigen Tages sich eingestellt, doch hatten sie hier keine so verheerenden Spuren wie in andern Häusern und Hütten des Dorfes zurückgelassen, vielleicht weil der Pfarrer sich besser mit ihnen zu benehmen wußte, als die übrigen unglücklichen Dorfbewohner. Nur Geld hatten sie von dem Pfarrer erpreßt, und der arme Mann hatte willig seine wenigen Thaler hingegeben. Sonst ward alles unverrückt geblieben. Nur die Büchersammlung des Pfarrers hatten einige, die Geld hinten oder in den Büchern verborgen wädhnten, etwas unsanft gemustert, und was sie durchsucht hatten, unwillig zur Erde geworfen, und so waren sie fortgezogen.

Der gute Pfarrer saß eben an seinem Pulte in der Studierstube, und war mit einem Berichte an seinen Fürsten über das Unglück beschäftigt, das seine Pfarrkinder am verflossenen Tage betroffen hatte, als der ehrliche Schuhsticker mit seinem Weibe hereintrat.

Was bringt ihr so frühe, ihr guten Leute?
fragte der Pfarrer.

Gestohlenen Gut, Herr Pfarrer, erwiederte Martin. Nachdem er hierauf die glückliche Verschönerung seiner Hütte, Wilhelms Ankunft, und die Art, wie er zu den Sachen gekommen sey erzählt hatte, fuhr er fort: Und nun bitt' ich Sie, lieber Herr, nehmen Sie die Waare in Empfang, hier ist Ihr, Geld, und alles. Sie werden besser ausfinden, wem's gehört oder nicht. Ich und meine Marthe wollen mit Gottes Hülfe ehrlich bleiben, daß wir jedermann ruhig ins Auge sehen, und wenn Gott will, einmal ruhig sterben können. Ja wenn schon lange Gras über uns wächst, soll man doch noch sagen: Hier ruhen ein Paar ehrliche Leute. —

Edle Menschen sind auch empfänglicher für die Schönheit edler Handlungen anderer. Der Pfarrer wurde von der rechtschaffenen Gesinnung des armen Schuhlickerpaars tief ergriffen. „Ihr herzensguten Menschen, wie sehr beschämt euer

schlichtes Rechtthun so viele, die sich für noch so weise und gebildet halten; wie viel wohlwollender seyd ihr in eurer ärmlichen Hütte als so viele in geschmackvollen Häusern und Schlössern. Mancher Wohlhabende würde sich freuen, die geraubten Sachen recht wohlfeil an sich zu bringen, um sie selbst behalten, oder damit wuchern zu können. — Ich erinnere mich noch, als ich auf der Universität war, da war es auch Krieg, und in den nahen Dörfern wurde geplündert. Die Soldaten brachten ihre Beute in die Stadt, und Bürger, die man sonst als sehr rechtliche Leute ansah, beeiferten sich um die Wette, die gestohlnen Sachen für ein Spottgeld aufzukaufen, und dann wieder ins Auslande zu verhandeln. Da seyd ihr beiden viel bessere Menschen; aber glaubt mir auch, es soll euch nicht unbezahlt bleiben. — Geht jetzt mit Gott, ich will eure edle Absicht gewissenhaft zu befördern suchen.

Mit leichtem fröhlichem Herzen kehrten Martin und sein Weib wieder in ihre Hütte zurück, und lebten glücklich und zufrieden. Als der gute Pfarrer die edle That des Paares kund gemacht,

und mancher der Dorfbewohner etwas von seinem verlorenen Gute wieder zurück erhalten hatte, da lohnte die allgemeine Achtung des Dorfes die beiden redlichen Leute, und kein Bauer gieng an dem Schuhlicker und seinem Weibe vorüber, ohne die Mühe vor ihm abzuziehen.

Noch wüthete der Krieg, aber in entferntern Gegenden. Wilhelm war bereits Unteroffizier geworden, und kämpfte muthig mit dem Heere, dem bisher das Glück noch immer lächelte. Aber bald darauf wendet sich das Glück und die bisherigen Sieger traf nun das Schicksal ihrer Besiegten. Beide sich gegenüberstehende Heere hatten andere Oberfeldherrn erhalten, und das überlegene Talent und die feste Beharrlichkeit des feindlichen Heeres gab bald dem Gang der Sachen eine andere Wendung. Nach einer verlorenen blutigen Schlacht wurde die Armee, unter welcher Wilhelm stritt, immer weiter bis in das Herz ihres Vaterlandes zurückgeworfen, und in der Hauptstadt desselben schrieb der Sieger die Bedingungen des Friedens vor.

Als nach geendigtem Kriege die Regimenter wieder in ihre Standquartiere einrückten, wurde Wilhelm mit seinem Regimente bis an die entlegenste Grenze verlegt. Doch war ihm die Gegend nicht ganz fremd, denn er hatte sie in seiner Jugend oft kennen gehört, weil seine Mutter aus derselben gebürtig war. Bei dieser Erinnerung stieg manche Hoffnung in dem Jünglinge auf, und er gewann das rohe Land und seine unfreundlichen Bewohner schon deswegen etwas lieber, weil es sein Mutterland war. — Er gab sich viele Mühe, nähere Nachrichten von seiner Familie zu erfahren. Allein der Name seines Vaters war hier gänzlich unbekannt, und als er das Geschlecht seiner Mutter nannte, hieß es, es sey niemand dieses Namens mehr am Leben.

Einst hatte er sich, um seine Nachforschungen besser fortzusetzen, auf einige Zeit Urlaub genommen, und zog im Lande umher. An einem Nachmittage nöthigte ihn die brennende Sommerhitze unterweges Halt zu machen und auszuruhen. Ein angenehmes Landhaus mit hohen uralten Linden beschattet, die ihre Düste

weit in die Lüfte zerstreuten, lag vor ihm. Er beschloß hier anzuhalten und im Schatten der Linden auszuruhen. So wie er unter den Bäumen ankam, setzte er sich auf eine Bank, und schnallte seinen Tornister ab, und legte ihn neben sich. Ein Mann, dessen Silberhaare von langer Erfahrung zeugten, und der in der Nähe ein Paar zahme Hehe fütterte, bemerkte den jungen Kriegsmann; gieng freundlich auf ihn zu, setzte sich neben ihn und fieng ein trauliches Gespräch mit ihm an, zugleich rief er einem Knechte herbei, der einige Erfrischungen für den Ermüdeten bringen mußte.

Die Unterredung nahm ihren natürlichen Gang vom erst geendigten Kriege auf die Feldzüge, die Wilhelm mitgemacht hatte; endlich fragte der Greis, dessen Auge während des ganzen Gespräches sehr forschend auf Wilhelm ruhte, den jungen Krieger um seinen Namen, Wilhelm nannte ihn, und der Greis schien nicht wenig verwundert. Nun nannte Wilhelm auch den Namen seiner Mutter, mit dem Zusatze, daß sie aus dieser Gegend gebürtig gewesen wäre.

Willkommen Vetter, sagte der Greis, nur
 he ein ins Haus, um meiner guten Gattin die
 frohe Nachricht zu bringen. Wie wird sie sich
 freuen, den Enkelsohn ihrer Schwester zu sehen.

Wilhelm folgte dem Greise freudig in das
 Haus. Sein Herz schlug höher, denn er war
 nun nicht mehr allein in der Welt, er hatte
 Menschen gefunden, die mit ihm durch die Ban-
 de des Blutes verwandt waren. Eine ehrwür-
 dige Matrone kam ihnen entgegen, sie grüßte
 den jungen Krieger herzlich, aber es schien im-
 mer, als ob sie etwas aus seinem Gesichte her-
 auslesen wollte.

Endlich erzählte ihr ihr Gatte Wilhelms
 Herkunft; und die brave Matrone hatte eine
 innige Freude an dem schönen Jünglinge, der
 ihr so nahe verwandt war. Sie weinte innig,
 als er ihr die letzten Leiden seiner guten Mut-
 ter erzählte, aber desto herzlicher ergossen sich
 auch ihre Lobreden über den braven Schuhflicker
 und seine Marthe, als Wilhelm erzählt hatte,
 wie viel er den guten Leuten zu danken habe.

Ausser dieser Matrone lebte niemand mehr von Wilhelms Geschlechte im Lande. Ihr Vater hatte sich mit zwei Töchtern hier niedergelassen, er selbst starb bald und Mariens Mutter war ihm ebenfalls kurz vor der Verheirathung ihrer Tochter ins Grab gefolgt. Wilhelms noch lebende Großtante war lange Zeit mit ihrem Gatten ausser Landes gewesen, und erst als der Abend ihres Lebens nahte, kaufte ihr Gatte das Gut, um hier den Freund der Sterblichen zu erwarten. Da sie kinderlos waren, so schien ihnen Wilhelms Erscheinung ein Fingerzeig der Vorsehung, und nachdem sie ihn einige Wochen geprüft hatten, und sein edles gutes Herz mit jedem Tage mehr erkannten, so setzten sie ihn zum einzigen Erben ihres gesammten nicht unbedeutenden Vermögens ein, unter der einzigen Bedingung, daß er die Kriegsdienste verlassen, bei ihnen wohnen, und ihnen die Augen zudrücken sollte!

Guter Wilhelm, hättest du das gedacht als dich, den armen verwaisten Knaben, ein armer Schuhsticker aufnahm? — Dunkel sind oft die Wege der Vorsehung, aber das Licht einer

ewigen Liebe wirft einen milden Strahl durch die Kummernacht; Vertrauen und Pflichttreue führen sicher zum Ziele, wo der Geprüfte und Treuerfundene seines Lohnes sich freut.

Da die Dienstzeit, zu welcher Wilhelm sich anheischig gemacht hatte, ohnedieß bald verfloßen war, so erhielt der brave junge Mann seine Entlassung um so leichter. Der biedere Hauptmann, den wir zu Breitenbach kennen lernten, nahm den herzlichsten Antheil an Wilhelms Glücke, und entließ ihn mit den unverkennbarsten Beweisen seiner Achtung und Liebe. Wilhelm eilte nun in die Arme des würdigen Paares, das ihn so liebevoll zum Sohne annahm, und seines dankbaren Herzen erste Sorge war, den gütigen Beiden den Abend ihres Lebens so heiter als möglich zu machen. Vorzüglich wandte er nun seine Zeit auf größere Ausbildung seines Geistes. Er fand im Umgange mit dem gebildeten Paare täglich mehr, wie so viele Kenntnisse ihm noch fehlten, die ihm freilich der brave Martin Spange nicht einflößen, und die er hernach als Soldat unter Märschen und Schlachten sich nicht hatte erwerben können.

Daher suchte er jetzt das Versäumte nachzuholen, und die freilich nicht zahlreiche, aber ziemlich ausgewählte Büchersammlung seines Großvheims leistete ihm dazu die trefflichsten Dienste. Bald gesellte sich zu dem edeln für alles Gute warm schlagenden Herzen ein heller gebildeter Verstand, und mit Wohlgefallen und wahrhaft elterlicher Freude blickte das würdige Greisenpaar auf unsern Wilhelm und dankte der Vorsetzung, die ihm Gelegenheit gegeben hatte, einen so braven jungen Mann glücklich zu machen.

Schon während Wilhelm im Felde war, hatte er seinen geliebten Pflegeeltern von seinem Ersparten manche kleine Gabe zum Zeichen seiner Dankbarkeit gesendet; wie hätte er jetzt, da er so glücklich war, sie vergessen können? Wilhelm gehörte nicht zu den Menschen, bei welchen der Empfang neuer und größerer Wohlthaten den Schleier der Vergessenheit über die frühern breitet. Das glänzende Loos, das ihm jetzt gefallen war, ließ ihn das mannichfaltige Gute nicht übersehen, das er einst in der Schutzhütten genossen hatte. So wie seine äussere Lage sich jetzt verbessert hatte, so wuchs auch

seine Sehnsucht, sich den Wohlthätern seiner frühern Jugend recht dankbar zu bezeigen. Er theilte diesen Wunsch seinen neuen Eltern mit, und der edle Großoheim setzte dem guten Martin ein Jahrgeld von 50 Thalern aus, und gab dem hocherfreuten Wilhelm sogleich den Betrag für zwei Jahre einen Wechsel, der von einem Kaufmann in der zunächst bei Martins Dorfe liegenden Stadt gelöst, und dann das Geld an Martin ausbezahlt werden mußte. Ein Brief von Wilhelm, mit der Nachricht von seinem Glücke und den wärmsten Versicherungen seiner ewigen Dankbarkeit begleitete das Geld.

Es war Sonnabend; Martin hatte eben seine Arbeit weggelegt, und Marthe brachte ihm sein Abendbrod, als ziemlich unsanft an dem Fensterladen gepocht wurde. Die beiden Leute waren so spät keine Besuche gewohnt, alle bestellte Arbeit war bereits abgeliefert, und neue pflegte um diese Zeit nicht bestellt zu werden. Voll Verwunderung gieng Martin hinaus, und siehe da, es war ein Bote aus der

Stadt, der Martin den Brief und das Geld übergab. Wie erstaunte er, als der Bote ihm sagte, daß dieß alles ihm gehöre, wie hoch schlug sein und seines Weibes Herz von inniger Freude, als er den Brief hastig erbrochen, und da er selbst nicht geschrieben lesen konnte, den Boten gebeten hatte, ihm den Brief vorzulesen.

Herr, wer bin ich, daß du mich so hochachtest, rief Martin mit Freudenthränen, die Mühe in den gefalteten Händen haltend: wie glücklich hast du den armen Jungen gemacht, zu dessen Rettung du mich schwaches Werkzeug erwähltest.

Ach, sieh nur Martin, sagte Marthe: wer dem Armen giebt, der leihet dem Herrn! — und ihre Augen ruhten wohlgefällig auf den blanken Thalern, die der Bote indessen auf den Tisch aufgezählt hatte. —

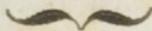
Bist den du schon wieder bei dem Mammon? Mutter? — Nicht das Geld, nein, sondern daß es dem braven Jungen so wohl geht, und daß das Wenige, das wir an ihm thun konnten,

von Gott so gesegnet wurde, das Mutter, das treibt mir das helle Wasser aus den Augen. Sein Geld bedarf ich nicht, denn noch kann ich arbeiten, und --

Aber er ist doch so dankbar, und giebt es so gerne, sagte Martha:

Ja, deswegen, weil der Junge ein dankbares Herz hat, will ich es behalten, und hinlegen bis wirs noth haben, oder sonst Gott und guten Menschen dienen können.

Der Bote erhielt ein gutes Trinkgeld, und kehrte nach der Stadt zurück. Martin verschloß das Geld in seinen Schrank, und blieb übrigens ganz bei seiner vorigen Lebensweise.



V.

Aber noch eine andere Auszeichnung wartete des braven Schußflickerpaares. Der Pfarrer hatte in seinem Berichte an den Landesherrn, (worin er das die armen Breitenbacher durch die Plünderung betroffene Unglück schilderte,) nicht unterlassen, auch Martins edelmüthige Zurückstellung der von Wilhelm zurückgelassenen Sachen, mit der gebührenden Auszeichnung anzuführen. Der edle Fürst, der Sinn und Gefühl für schöne Handlungen hatte, beschloß sogleich die guten Leute für ihren Edelmuth zu belohnen. Allein die Abwesenheit von seinen Staaten, welche der drückende Krieg nothwendig machte, hinderte ihn nicht nur an der Ausführung dieses Entschlusses, sondern überhaupt daran, etwas für Breitenbachs unglückliche Bewohner zu thun.

Nun aber streckte der Friede seine wohlthätige Rechte über die seufzenden Länder aus, die Krie-

ger zogen in ihre Heimath zurück und alles athmete leichter und freier. Jetzt verließ auch der Fürst das Ausland, das ihm eine sichere Zuflucht gegeben hatte und kehrte wieder in den Schoos seiner Unterthanen zurück. Viele und tiefe Wunden waren dem armen Ländchen von des Krieges eiserner Hand geschlagen worden; der gute Fürst war tief erschüttert; seine Thränen flossen, als er das Elend und den gesunkenen Wohlstand seiner Unterthanen übersah; von allen Seiten flehten aufgehobene Hände um Linderung und Abhülfe; überall zeigten sich Wunden, zu deren Heilung eine lange Reihe von Jahren erforderlich war.

Der gute Fürst that alles, was er, bei den erschöpften Hülfquellen, zu thun vermochte; er schränkte sich selbst auf das äußerste ein, um nur seinen Unterthanen helfen und den gesunkenen Wohlstand seines Landes wieder erheben zu können. Auch die verunglückten Breitenbacher hatten bedeutende Unterstützungen erhalten. Martins Belohnung verschob der edle Fürst, bis er selbst ein in der Nähe von Breitenbach liegendes Jagdschloß beziehen würde, wo er sich einige

Tage von seinen ernstestn Geschäften zu erholen beschlossen hatte.

Einst an einem Sonntagmorgen, nach geendigtem Gottesdienste, gieng Martin mit seiner Gattin durch das Dorf, um noch vor Tische einen Gang durch die Felder zu machen. Der Pfarrer, der diesen Morgen Nachricht von der Ankunft des Fürsten und zugleich den Auftrag erhalten hatte, die beiden Leute vorzustellen, und eben im Begriffe war, sie abzuholen, gesellte sich zu ihnen, und führte sie unvermerkt auf den Weg, der nach dem Jagdschlosse führte.

In der Nähe desselben begegneten sie dem Fürsten. Der Pfarrer stellte demselben den ehrlichen Martin und seine Marthe vor. Die beiden Leutenen erschracken nicht wenig, als sie in dem sehr einfach gekleideten Herrn, der ihnen am Eingange des Schlosses begegnete, ihren Landesfürsten erkannten. Allein die milde Freundlichkeit desselben stößte ihnen bald Muth und Vertrauen ein.

Ich habe viel Gutes von euch gehört, ihr wackern Leute, sagte jetzt der Fürst; ihr habt einen Edelmuth bewiesen, den ich nicht unbelohnt lassen darf; bei diesen Worten reichte er Martin ein Papier, das eine Anweisung auf einen jährlichen Gnadengehalt enthielt.

Dem guten Martin giengen vor Nührung die Augen über; nie hatte er der Handlung, die er nach seiner schlichten Moral für nichts als Pflicht gehalten hatte, einen so hohen Werth beigelegt, und schon sein Bewußtseyn war ihm Lohns genug; aber jetzt, da sein guter Fürst ihn lobte, schlug sein Herz hoch vor Freude. — Nur der Gnadengehalt wollte dem ehrlichen Manne nicht zu Sinne. Er war gesund, er konnte noch arbeiten, und hatte überdieß durch Wilhelms Unterstützung mehr als er bedurfte. — Die Herablassung des Fürsten hatte ihm Muth eingeflößt, er machte also Vorstellungen gegen das Geschenk, schilderte seine glückliche Lage und bat den Fürsten von dem Geschenk einen würdigen Gebrauch machen zu dürfen.

Es sey dir vergönnt, redliche Seele, erwiderte der Fürst gerührt; aber wer soll es haben?

Ihre Durchlaucht, sagte Martin, mein Nachbar der Wirth, der bei der Plünderung alles, und bald darauf auch das Leben verlor, hat drei unversorgte Kinder hinterlassen. —

Sie sollen es haben, sagte der Fürst; ich will für sie sorgen, auf deine Verwendung, ehrlicher Mann.

Der Fürst gieng nun zu seiner Gesellschaft in das Schloß, und Martin kehrte mit dem Pfarrer und seiner Marthe nach dem Dorfe zurück.

Geachtet und geliebt von allen, die ihn kannten, oder von seinem Edelmuthe hörten, gieng nun Martin dem Alter entgegen. Seine Scheitel wurde weiß und seine Knie fiengen an zu zittern, aber sein Herz blieb jung, denn sein Bewußtseyn war rein. Die gute Marthe alterte mit ihm, denn sie hatten beide nicht jung geheirathet,

und lebten jetzt doch schon fünf und dreyßig Jahre in einer glücklichen Ehe. Wilhelm schrieb oft, und jeder Brief war für die gutherzigen Alten ein Fest, an dem der biedere Pfarrer, der ihnen die Briefe vorlas, herzlichen Antheil nahm. Auf einmal blieben die Briefe aus; Martin schüttelte bedenklich den Kopf und war für seinen Wilhelm sehr besorgt; Marthe ließ schon manches Wörtchen von Undankbarkeit fallen und meynte, daß Wilhelm in seiner glücklichen Lage wohl seine geringen Pflegeeltern vergessen haben könne. Allein Martin kannte das Herz seines Wilhelms zu gut, als daß ein solcher Verdacht hätte in seinem Herzen Wurzeln schlagen können.

In einer hellen Mondnacht, als die Linden ihre süßen Blüthendüfte umher hauchten, und die Nachtigallen in dem nahen Gebüsch ihre holden Lieder anstimmten, saß Martin noch mit seiner Gattin, um die Kühle des Abends nach einem heißen schwülen Tage einzuathmen, auf der Bank vor seiner Hütte. Aus der Ferne erkönte ein Posthorn, dessen Schall immer näher kam. Bald darauf rollte ein stattlicher Wagen

in das Dorf und hielt vor dem Wirthshauſe, Martins Hauſe gegenüber. Der Fremde, der in dem Wagen ankam, gab eilig ſeinem Bedienten einige Befehle, bezahlte den Poſtillion und ſprang dann ſchnell über die Straße herüber auf Martins Hütte zu.

Es war Wilhelm. Er ſah das geliebte Paar im Mondſchein vor der Hütte ſißen: Vater! Mutter! rief er und eilte in ihre Arme. Die Knie der guten Alten zitterten vor Freude, ſie vermochten nicht aufzuſtehen, ſo hatte die unvermuthete frohe Scene ſie angegriffen. Lange umarmten ſie ſich ſprachlos und Freudenthränen floſſen über ihre Wangen. Endlich legte ſich allmählich der Sturm des Entzückens und Wilhelm erzählte ſeinen guten Pflegeeltern die Urſache ſeines Schweigens.

Sein Großoheim und ſeine Frau waren bald nacheinander geſtorben, und hatten ihm ein ſehr beträchtliches Vermögen hinterlaſſen. Jetzt hatte er den Entſchluß gefaßt, eine Reiſe zu ma-

chen und seine ersten Wohlthäter zu besuchen, und ihnen anzubieten, ob sie nicht den Abend ihres Lebens in seinen Armen beschließen wollten? — Auch hatte Wilhelm noch eine andere Absicht; das Land, in dem er bisher gelebt hatte, und noch mehr die Bewohner desselben gefielen ihm nicht. Er war daher entschlossen, sein Gut gelegentlich zu verkaufen und sich indessen mit seinem übrigen Vermögen in der Gegend, wo seine ersten Wohlthäter wohnten, anzukaufen.

Wie erfreut war Martin und seine Gattin über diese Aeußerung Wilhelms, obgleich Martin ein für allemal erklärte, daß er seine Hütte, so lange er lebe, nie verlassen würde. — Unter solchen Gesprächen schwand ein grosser Theil der Nacht dahin, bis Marthe bemerkte, daß Wilhelm nach der langen Reise der Ruhe bedürfe.

Am folgenden Morgen wollte Wilhelm den biedern Pfarrer besuchen, aber Geschäfte hatten ihn schon frühe auf ein nahegelegenes Dorf

gerufen. Er fand an seiner Statt, München, die Tochter des Pfarrers, einst Wilhelms fröhliche Jugendgespielin, jetzt zur schlanken holden Jungfrau herangewachsen. Wilhelm war gar nicht unzufrieden über die Abwesenheit des Vaters, er verweilte lange bei dem freundlichen Mädchen, und nahm, als er sich beurlaubte, ein Herz voll Liebe mit hinweg. —

Mehrere Wochen verweilte Wilhelm in Breitenbach und dessen Umgebungen; eine nahegelegenes Gut war feil geworden und Wilhelm kaufte es. Nun wünschte er eine Hausfrau und sein Herz zog ihn zu München, denn er hatte schon in den Augen des lieben Mädchens gelesen, daß er schwerlich ein Körbchen davon tragen würde. Er gieng also zum Pfarrer, der eben mit seiner Tochter im Garten beschäftigt war. Er bat um Münchens Hand, und eine glühende Röthe flog über die Wangen der Jungfrau.

Freudig überrascht fragte sie der Vater: Willst du mit diesem Manne ziehen?

Und München sagte nicht nein, sondern sank in Wilhelms Arme.



